GESCHICHTE

INDEX IN FRONT

INDEX IN FRONT

Leopold Wölfling in Berlin gestorben

Der frühere Erzherzog ist einem Schlaganfall erlegen

Hatte 1902 auf seine Rechte verzichtet, als er sich mit Wilhelmine Adamovich verheiratete

(Meldung der „Associated Preß“)

Berlin, 4. Juli. Einem Schlaganfall erlegen ist heute Leopold Wölfling, der frühere Erzherzog Leopold Ferdinand von Oesterreich. Er hat ein Alter von 66 Jahren erreicht.

* * *

Leopold Ferdinand, der nach seinem Austritt aus dem kaiserlichen Hause den Namen Wölfling annahm, war der älteste Sohn des—im Jahre 1859 von der Revolution vertriebenen und 1908 in Salzburg verstorbenen — Großherzogs Ferdinand IV. von Toskana. Leopold Ferdinand floh mit seiner „niedriger“ Sphäre entstammenden Frau am 10. Dezember 1902 heimlich von Salzburg nach Genf und verzichtete am 29. des gleichen Monats auf Rechte und Würden eines Erzherzogs.

Als simpler Herr Wölfling ging er mit Erfolg unter die Schriftsteller, später unter die Bühnenkünstler. Er ließ nach dem Kriege rasch nacheinander zwei Bücher erscheinen, die betitelt sind: „Erinnerungen“ und „Habsburger unter sich“, freimütige Aufzeichnungen eines ehemaligen Erzherzogs.

Der jetzt Verstorbene hatte seinen Onkel, den Kaiser Franz Josef, um die Erlaubnis angegangen, auf seine Titel verzichten und die Bürgerliche heiraten zu dürfen. Der Kaiser gewährte ihm die Bitte, knüpfte aber die Bedingung daran, daß Leopold auf immer [illegible] Gebiet der österreichisch = ungarischer Monarchie meide. Dieser war damit einverstanden und erwarb das Schweizer Bürgerrecht. Schon vier Jahre später ließ er sich von der Frau, für die er so viel geopfert hatte, scheiden.

Der nun Verstorbene war ein Neffe des Erzherzogs Johann Salvator von Oesterreich, der als „Johann Orth“ unter die Seefahrer ging und verschollen ist. Beide Habsburger hatten allen Vorrechten ihres Standes entsagt. Beide waren auch sonst „ähnliche Gesichter“, hochbegabt und zu einem ungewöhnlichen, tätigen Leben neigend. Wölfling war übrigens der Bruder einer Romantikerin, die einmal „Königliche Hoheit“ war und die Anwartschaft hatte, an der Seite des letzten Wettiners den sächsischen Königsthron zu besteigen, der einstigen Kronprinzessin von Sachsen, die mit einem Musiklehrer durchging. (Ihre Ehe mit dem nachmaligen König Friedrich August wurde geschieden, ebenso später auch ihre Ehe mit dem Pianisten; die seltsame Frau starb vor wenigen Jahren im tiefsten Elend.)

Ein Hang zur Romantik, sogar ein bohêmehafter Zug liegt demnach, wie es scheint, dem Zweige Habsburg=Toskana im Blute. Leopold Wölfling muß nachgerühmt werden, daß er sich stets von jeder Reklamesucht ferngehalten hat, wenn er sich auch einmal, um sein tägliches Brot zu verdienen, einem Berliner Kabarett („Die Rakete“) verpflichtete. Der stolze Mann mit seinem charaktervollen Kopf und klugen Gesicht war in den ersten Nachkriegsjahren als Kabarett=Schauspieler durchaus erfolgreich. In den letzten Jahren seines Lebens war er wieder der vornehme Privatmann, wie in den ersten Jahren nach seinem Abschied aus der höfischen Scheinwelt.

Wölflings Ehetragödie. — Luise von Sachsen und Wilhelmine Adamovich

Wölfling war in seiner Ehe nicht minder unglücklich als in seinem Leben in der fürstlichen Sphäre. Er war mit Wilhelmine Adamovich verheiratet, einer am 1. Mai 1877 in Mähren als Tochter eines kleinen Postbeamten geborenen, etwas zweifelhaften Dame, und diese Verbindung war es auch, die ihn bald zum Abschied aus dem Heere und dann auch zum Austritt aus dem österreichischen „Erzhause“ nötigte. Leopold ließ sich später von dem einstigen Serviermädchen scheiden, die lange Brünns Straßen, Kaffeehäuser und Theater „unsicher gemacht“ hatte und hinter der jahrelang auch die Polizei her war, sie immer wieder zum Quartierwechsel zwingend. Wilhelmine hat kurz vor ihrer Ueberführung in ein Irrenhaus Memoiren herausgegeben, in denen sie über eine traurige Jugend, über ihre Verführung durch einen Offizier, über schlimme Nahrungssorgen, Krankheiten und Drangsalierungen durch die sittenpolizeiliche Kontrolle, wie schließlich auch über die Bekanntschaft und Trauung mit dem Erzherzog und der gemeinschaftlichen Flucht berichtet (die aus dem Erlöse des von der Schwester Leopold, der unglücklichen Kronprinzessin Luise, verkauften Schmucks finanziert wurde).

Auf die Nachricht von der Geisteserkrankung seiner geschiedenen Frau und ihrer Ueberführung nach der Landesirrenanstalt am Steinhof bei Wien richtete Wölfling seinerzeit an die Wiener Presse eine Depesche folgenden Inhalts:

„Es ist also eingetroffen, was vorauszusehen war. Ihre beste Freundin, eine ebenso exzentrische Vegetarierin, welche die gleichen Ideen verfolgte, befindet sich auch im Irrenhaus. Je mehr sie infolge des übertriebenen Vegetarismus und einer wahren Hungerkur abmagerte, desto durchgeistigter und ihren Idealen näher kam sie sich vor. Sie sagte schon vor Jahren, sie sei bestimmt, die Welt zu erlösen, sie sei die Muttergottes und sie werde ein Kind zur Welt bringen auf geistigem Wege, nicht auf dem schmutzigen der Ehe. Sie werde dereinst auftreten und Publikationen und Bücher schreiben und alle Menschen werden sie bewundern. Alle Kultur müsse abgeschafft und die Menschen zum Naturzustand zurückgebracht werden. Sie werden begreifen, daß ich unter diesen Umständen für mein Leben fürchtete“. — Die wahrscheinlich schon als geistig Abnorme in Leopolds Gesichtskreis getretene Frau ist ihrem einstigen Gatten um viele Jahre im Tode vorausgegangen.

HABSBURGER UNTER SICH

Freimütige Aufzeichnungen
eines ehemaligen Erzherzogs

von

LEOPOLD WÖLFLING

VERLAG O. GOLDSCHMIDT-GABRIELLI
BERLIN-WILMERSDORF
1921

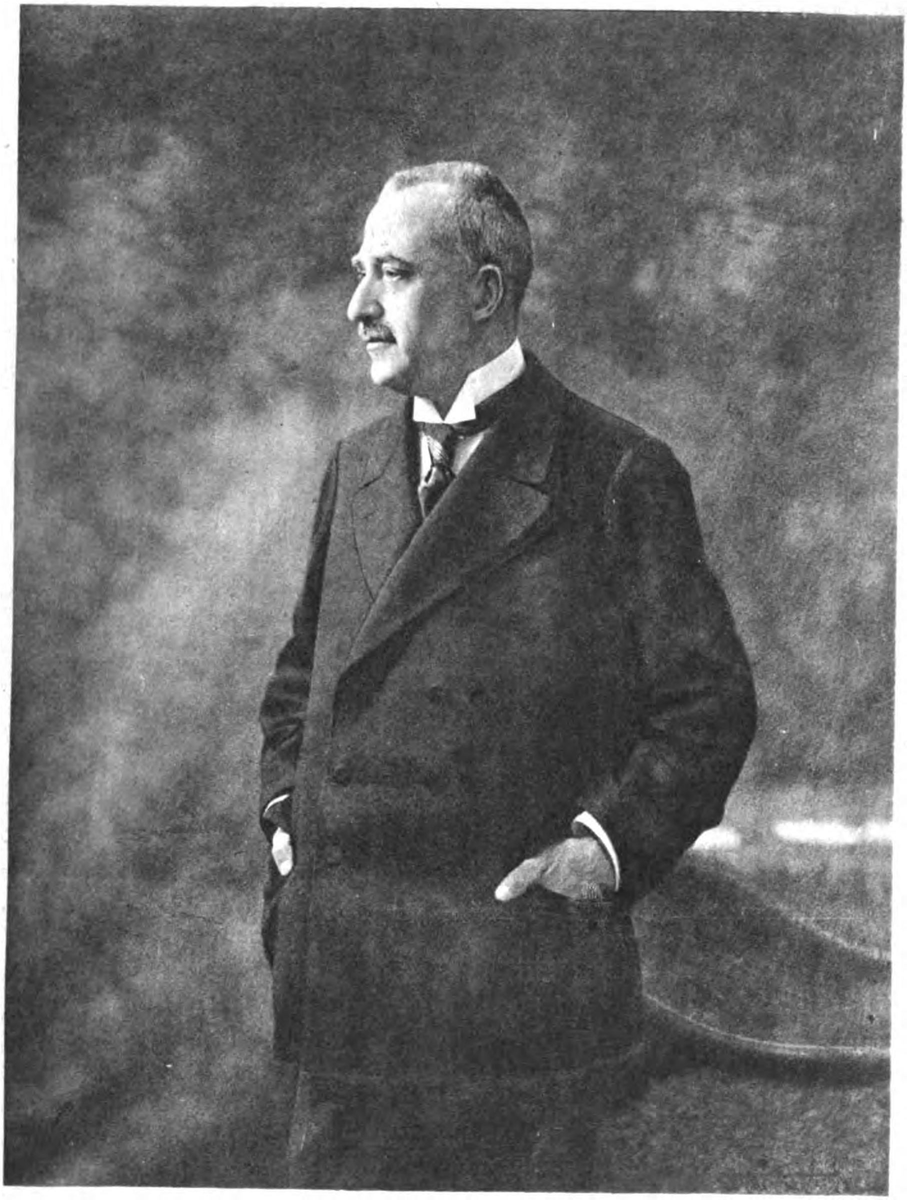
Abenteuerliches Leben



Leopold Wölfling,
als er kurz nach dem Kriege in dem Berliner Kabarett "Die Rakete" auftrat

Leopold Wölfing ist im Alter von 66 Jahren gestorben

(Fortsetzung von Seite A-1)



Leopold Wölfling

vormals Erzherzog Leopold Ferdinand
[illegible]

Vorwort.

Mein Plan, Lebenserinnerungen zu veröffentlichen, konnte erst nach dem Tode Kaiser Franz Josephs I. und nach Beendigung des Weltkrieges zur Reife gelangen. Vorher standen einer restlos freimütigen Aussprache, die allein nur mein publizistisches Hervortreten rechtfertigt, unbesiegbare Hindernisse entgegen.

Nun sind alle Mauern gefallen, mit denen sich allerhöchste Herrschaften zu umgeben gezwungen waren. Die Riesenkatastrophe des Weltkrieges hat so manchen, vorher übermächtigen Eigendünkel zerstört, und es ist an der Zeit, auch die Begriffe und Vorstellungen breiterer Volksmassen von unbegründeten Schwärmereien zu säubern. Trotzdem viele Fürstenkronen (nach dem Worte eines Revolutionärs) aufs Pflaster gerollt sind, zittert in dem Bewußtsein mancher Bevölkerungskreise die Ehrfurcht vor dem Gewesenen so unverdrängbar nach, daß sie die unverrückbare, nicht mehr rückgängig zu machende Wandlung der Dinge geflissentlich übersehen. Ich halte es in so kritischen Zeiten für jedermanns Pflicht, alle Kräfte einzusetzen, die zur Klärung der Weltlage und zur Aufklärung der Menschheit dienen könnten.

Bis ins gereifte Mannesalter lebte ich als österreichisch-ungarischer Erzherzog und als ältester Sohn des früheren Großherzogs von Toscana in höfischer Luft. Mit den mächtigsten Fürsten Europas, wie Kaiser Franz Joseph, Kaiser Wilhelm, König Eduard und anderen gekrönten Häuptern, verbanden mich entweder Blutsverwandtschaft oder gemeinsame Lebensatmosphäre. Bis zu meinem vierunddreißigsten Lebensjahre war ich Angehöriger einer ganz hochgestellten, völlig exklusiven Kaste. Ich habe eines Tages alle Würden der Geburt abgelegt, um in ein voraussetzungsloses,

schlichtes Dasein unterzutauchen. Diese freiwillig vorgenommene Veränderung, die ein altrömischer Juristenbegriff capitis deminutio nennen würde, lehrte mich Gegensätze dieser Welt an dem einzig gültigen Maßstabe der Menschlichkeit abzuschätzen.

Gestern noch umschmeichelte, mit Ordenszeichen behangene kaiserliche Hoheit, heute und die nachfolgenden neunzehn Jahre nunmehr ein bürgerlicher Herr namens Wölfling, von den Bannerträgern der Dynastie wie ein Aussätziger gemieden. Im Umtausche der Existenzen lernte ich ermessen, was Äußerlichkeit, was Einbildung, was unbewußter oder künstlich gezeugter Wahn bei dieser erheblichen Inanspruchnahme von soviel Vorrechten war.

Ich kann vielleicht durch unverfälschte Schilderung meiner Erlebnisse als Erzherzog dazu beitragen, Dinge und Verhältnisse so ungeschminkt zu sehen, als es zur natürlichen Einstellung gegenüber der Dynastiefrage ersprießlich ist. Meine Aufzeichnungen verfolgen keinen anderen Zweck, als Wahrheit zu verbreiten. Sollte ich in verschiedenen Kapiteln zuviel von den Einzelheiten meines Vaterhauses und meiner Erziehung berichten, so bitte zu bedenken, daß es in der Absicht geschieht, vollen Einblick in die Gesamtexistenz einer erzherzoglichen Familie zu gewähren. Und man wird hoffentlich den Unterschied herausfühlen, den ich zwischen hochgestellten Personen mit Pflichtbewußtsein und jenen bedauernswerten Hoheiten mache, die sich völlig auf Abstammung und Rang verließen.

Ich komme auch auf die Vorgänge zu sprechen, die zu meinem Austritte aus dem Kaiserhause führten. Ich hoffe, daß es mir dabei gelungen ist, alle jene Gegensätze zu beleuchten, die zwischen den Auffassungen allerhöchster Kreise und dem gesunden Volksgefühl bestanden und die das Verhältnis von Fürst und Volk immer mehr lockerten. Nach meiner Überzeugung war dies im Zusammenhang mit einem verlorenen Kriege die erste und letzte Ursache des Zusammenbruches der Dynastien.

Berlin, Anfang Februar 1921.

Leopold Wölfling.

Inhalt.

Seite

I. Historischer Rückblick.

Als im Jahre 1735 der letzte Wahlkönig Polens, Stanislaus Leszczynski, Schwiegervater Ludwig XV. von Frankreich, endgültig Friedrich August II. von Sachsen weichen mußte, erhielt er als persönliche Entschädigung das Herzogtum Lothringen und residierte in Nancy, wo er 1766 starb. Der Herzog Franz Stephan I. von Lothringen, der 1736 Maria Theresia geheiratet hatte, erhielt 1737 nach dem Tode des letzten Mediceers, Giovann-Gastone, das erledigte Großherzogtum Toscana, und es beginnt hiermit die lothringisch-habsburgische Dynastie die Herrschaft in Toscana auszuüben.

Nur kurze Zeit war das neue Großherzogspaar im Lande. Kaiser Karl VI. starb 1740, und Maria Theresia mußte fortan in Wien residieren, um die Geschicke des Landes zu lenken. Mit Franz, der die Kaiserwürde annahm, sie aber niemals ausübte, lebte die Kaiserin in glücklicher Ehe. Wenn man das Familienleben dieser braven Frau betrachtet und bedenkt, daß sie in dem starren allen Neuerungen auch nur rein menschlicher Art abholden spanischen Hofzeremoniell erzogen wurde, wundert man sich, woher sie die Energie genommen hat, ihren Kindern trotz aller Regierungssorgen und höfischer Pflichten eine Mutter und nicht nur die Kaiserin zu sein. Sie scheint sich — es ist die beste Erklärung für alles — den drohenden und warnenden Merkzeichen der Zeit angepaßt zu haben. Die Vorboten des Umsturzes gingen in Frankreich um. Von Friedrich II. von Preußen wurde Österreich jahrelang bedrängt, in Rußland wechselte das System mit dem mehr oder minder freiwilligen Tode des Zaren, und Frauen herrschten dort in aller Willkür. Maria Theresias staatsmännische Haupttugend war es, verstanden zu haben, die Grenzen ihres Frauentums nicht zu überschreiten und die

richtigen Menschen an den richtigen Ort zu stellen. In der Erziehung ihrer Kinder war sie äußerst sorgfältig. Selbst heiter und launig, trug sie eine gemütliche bürgerliche Atmosphäre in die Kinderstube, was ihr nicht hoch genug angerechnet werden kann. Die Kinderseele soll nicht mit leerem Pomp und vorzeitigem Auf-das-Postament-stellen vergiftet und vermauert werden. Da ihr Erstgeborener, Joseph, für den Kaiserthron bestimmt war, traf es den Zweiten, Leopold, die Regentschaft in Toscana zu übernehmen. Der junge Lothringer wird mit 18 Jahren an Maria Ludovica von Spanien, Tochter König Karl III., verheiratet und tritt die Regierung in Florenz an. Die Verbindung mit den Bourbonen hat somit hier ihren Anfang, und das Interesse der Dynastie in Toscana wird späterhin immer mehr bodenständig. Leopold I. hat eine segensreiche Hand gehabt und dem Lande in jeder Beziehung zu wachsendem Wohlstande verholfen. Als 1790 der Sohn und Nachfolger Maria Theresias, Joseph II., plötzlich starb, folgte ihm Leopold I. von Toscana als Leopold II. auf dem deutschen Kaiserthron, und sein Sohn Ferdinand III., der, einundzwanzigjährig, seine Cousine Maria Luisa Amalia von Bourbon-Sizilien geheiratet hatte, wurde Großherzog von Toscana. Der Vater seiner Mutter ist der Großvater seiner Frau, denn deren Vater, Ferdinand I. von Sizilien, war seinem Vater Karl III. auf den Thron von Sizilien gefolgt. Die Verwandtschaft zwischen den Lothringen-Habsburgern und den Bourbonen wird enger. 1796 muß Ferdinand mit Frau und Kindern Florenz verlassen. Toscana wird vom siegreichen Napoleon besetzt und erst in die Republik, später das Königreich Etrurien verwandelt. Ferdinand erhält als Entschädigung 1801 das neugeformte Großherzogtum Salzburg-Berchtesgaden, Eichst und Passau und nimmt in der alten Erzbischofsstadt Salzburg, dem römischen Juvavum, seinen Wohnsitz, wo er in der Residenz seinen Einzug, und hier bis 1805 Hof hält. Als nun durch den Preßburger Frieden 1805 Salzburg mit den Dependenzen an Österreich zurückfällt, wird Ferdinand für den Verlust dieses Ländchens mit dem ebenfalls neugegründeten Großherzogtum Würzburg entschädigt, und nun lebt er dort bis 1814, in welchem Jahre des großen Korsen Glücksstern untergeht. In diesem Jahre kehrt Ferdinand nach Toscana zurück, und es sind ihm noch 10 Jahre vergönnt, die Wunden und Schäden der napo-

leonischen Mißwirtschaft und des politischen Chaos zu heilen. 1824 folgt ihm sein Sohn Leopold II., der in erster kinderloser Ehe mit Maria Anna, Tochter des Königs Max von Sachsen, verbunden war. 1833 verheiratete sich Leopold II. mit seiner Cousine Maria Antonia, Tochter Franz I. von Sizilien. Zum dritten Male vereinigen sich Lothringen-Habsburger mit Bourbonen in der Secondogenitur Toscanas.

Leopold II. hatte ausgesprochen wissenschaftliche und künstlerische Neigungen, die Mediceerzeit lebte in ihm auf, und durch tüchtige Beamte war das Land zu einem erfreulichen Wohlstande gelangt. Der Gegensatz der lebhaften Mittelitaliener zu den bürokratischen Österreichern, die in Oberitalien herrschten, machte sich allmählich fühlbar, und obwohl die Dynastie schon darum beliebt war, daß durch die Heiraten mit Bourbonen nur noch wenig habsburgischer Einschlag vorhanden war, so blieben doch die Beziehungen zu Österreich noch ziemlich rege. Das italienische Mißtrauen, eine typische Charaktereigenschaft aller romanischen Völker, befürchtete eine Vorherrschaft Österreichs. Leopolds Schwager, Johann von Sachsen, der spätere Schwiegervater seines Sohnes Ferdinand — meines Vaters — war ein häufiger Gast in Florenz, und der Philologe auf dem sächsischen Throne ist ja bekannt durch seine untadelige Dante-Übersetzung. Im Jahre 1848 mußte Leopold vor den Unruhen in Florenz flüchten, nachdem aber alle Revolutionsabsichten durch die Österreicher unter d'Aspre niedergeschlagen waren, kehrte er zurück und lebte seinen Lieblingsstudien friedlich weiter, nicht ohne Besorgnis der zunehmenden Unzufriedenheit im Lande zusehend, jedoch außer Stande, ändernd oder vermittelnd einzugreifen.

Leopold war in Florenz äußerst volkstümlich. Seine Bescheidenheit, seine Leutseligkeit, sein Verstehen der italienischen, oder besser noch gesagt, der toscanischen Psyche, die, herb wie der toscanische Wein, mit Verstand genossen werden muß, Weltentrücktheit, wissenschaftliche Interessen, führten ihm viele Herzen zu.

Ohne Beispiel ist die Geschichte seiner Flucht aus Florenz im Jahre 1859. Die guten Florentiner, die ihn ja selber zur Abreise zwangen, riefen unbedeckten Hauptes, traurig und mit Tränen in

den Augen ihm zu: „Addio, Babbo Leopoldo", also: „Lebe wohl, Vater Leopold". Keine unehrerbietigen Schreie, keine Verwünschungen wurden laut. Das Volk bedauerte, so einen gemütlichen, harmlosen, guten alten Herrn zu verlieren. Damit war auch der alte Partikularismus, der den Italienern seit Jahrhunderten in Fleisch und Blut übergegangen war, für immer dahin. Die neue Strömung, der verhaßte Piemontese, stießen wohl anfangs auf Widerstand, der sich in kleinlichen Racheakten Luft machte, aber rasch war man versöhnt. Der Romane gewöhnt sich bald an das Neue.

II. Meine unmittelbaren Vorfahren.

Mein Großvater hatte anfangs 1859 die Regierung an meinen Vater abgetreten, der als Ferdinand IV. den Thron bestieg, jedoch die Lawine, die sich aus den piemontesischen Alpen herabwälzte, nicht mehr aufhalten konnte. Die Familie reiste nun, gehetzt durch die rein persönlichen Sorgen der sie begleitenden Höflinge (wie sich das ja immer wiederholt), ganz unbehelligt durch Oberitalien nach Wien und von da aus nach Brandeis an der Elbe, wo die Familie einstweilen verblieb, bis das Schloß Schlackenwerth bei Karlsbad instand gesetzt war, wohin dann mein Großvater übersiedelte.

Mein Vater hatte 1857 die Prinzessin Anna, Tochter Königs Johann von Sachsen, des Schwagers seines Vaters, geheiratet, welcher Ehe 1858 eine Tochter, Antoinette, entsprang. 1859 starb die Frau, welche die Schwester der nachmaligen Könige Albert und Georg von Sachsen und somit Tante des Königs Friedrich August III. war, in Florenz an Typhus. Mein Vater, mit 24 Jahren Witwer mit einem kleinen Kinde, depossedierter Monarch und ein einsamer Mann, ließ sich in Salzburg nieder, wo sein Großvater als Großherzog gelebt und regiert hatte. Es ist begreiflich, daß er diesen Ort wählte. Dadurch, daß die Familie während vier Generationen in Florenz gelebt und sich dort vollständig eingelebt hatte, alle Familienverbindungen mit spanischen und sizilianischen Bourbonen eingegangen war, fühlte er sich als Toscaner.

Durch die Rückkehr nach Österreich und den Wiedereintritt in die kaiserliche Familie, stand die Familie Toscana als Sekundogenitur an zweiter Stelle und schob somit die in Österreich erbgesessenen andern Zweige des Hauses Lothringen-Habsburg, die Abkömmlinge

der Brüder Ferdinand III. von Toscana, an dritte, vierte und fünfte Stelle. Das Haus Toscana war nicht begütert. Die Geldmittel hatten sich bis jetzt auf die Einkünfte aus Toscana beschränkt, die natürlich bei der Depossedierung wegfielen. Es verblieb also diesem Zweige des Hauses Lothringen-Habsburg nunmehr die allen andern Erzherzogen zukommende Apanage aus dem, durch Maria Theresia gegründeten und von Kaiser Franz II. erweiterten Familienfideikommisgütern, dem sogen. Familienfonds. Die Linie des Erzherzogs Karl, der vom Herzog von Teschen adoptiert wurde, war weit überragend mit Grundbesitz dotiert, ebenso hatten es der Paladin von Ungarn, Stephan, wie der Vizekönig der Lombardei, Rainer, verstanden, große Besitztümer zu erwerben, und die Linie des Kaisers verfügte über ein Drittel der Einnahmen, die persönlichen Güter des jeweiligen Monarchen abgerechnet. Somit war die toscanische Sekundogenitur aus verschiedenen — immerhin menschlich begreiflichen — Gründen scheel angesehen, vorerst einmal wegen des ihren Angehörigen gebührenden Platzes im Familienrange, dann wegen der Besorgnis, es würde den andern Stämmen ihr Einkommen, von welchem überdies nicht einmal die Zinsen verbraucht werden konnten, geschmälert, und endlich aus dem Grunde, daß die Toscaner eben lieber toscanisch-italienisch, als deutsch sprachen und sich in die deutschen Lebensgewohnheiten erst allmählich wieder hineinfanden.

III. Das Enfant-terrible der Habsburger.

Ich möchte, bevor ich in der Geschichte meines Hauses weitergehe, noch ein wenig bei der bedeutsamen Erscheinung Joseph II., des Sohnes Maria Theresias, verweilen, dem nur zwei Jahre Regierung vergönnt waren, die aber hinreichten, ihn für ewige Zeiten populär zu machen. Da er allen mittelalterlichen Wust aufzuräumen trachtete, die Bedrückung des Geistes und alle systematischen Bedrängnisse seitens der Organe des „schwarzen Papstes", durch das Gegengewicht seiner aufklärend wirkenden Persönlichkeit ebenso systematisch zu beseitigen suchte, gab es mannigfache Reibungen, die seinen von Natur aus nicht allzu standhaften Organismus untergruben. Der trotzdem unerwartet plötzliche Tod des Kaisers, der, erst 49 Jahre alt, hinweggerafft wurde, hat zu verschiedenen Gerüchten und Versionen Anlaß gegeben. Sein freier Geist, sein unbefangenes oder sein nicht einzufangendes Urteil über die Machinationen der Jesuiten haben ihn in diesen Kreisen und den von ihnen wieder beeinflußten, bitterste Feinde erwachsen lassen, und in der Familie wurde er als ein enfant terrible, als ein Auswuchs auf dem bisher edlen Stamme der Habsburger aufgefaßt, der es gewagt hatte, das Unantastbare anzugreifen, dem heimlich wirkenden reaktionären Prinzip die Maske vom Gesicht zu reißen und die Tore des geknechteten Denkens weit aufzumachen. Man ging darin so weit, zu behaupten, Joseph II. sei ein †††-Freimaurer gewesen und sei von der Loge, aus Besorgnis, daß er ihre finsteren antichristlichen Pläne nicht bis zum Äußersten billige, weggeräumt worden. Solche törichten Gerüchte sind natürlich Ammenmärchen, aber gerade ihr wunderlicher Charakter ist es, der zum Nachdenken anregt und mancherlei Mutmaßungen veranlaßt. So scheußliche

Versionen sind doch wohl aus einer sehr bestimmten Absicht ausgestreut worden und voraussichtlich nur von solchen Personen, die ein Interesse daran hatten, daß man ihnen Glauben beimesse, weil sie damit ihre eigenen dunklen Ziele verdecken wollten.

Joseph II. hat zeitweilig den Bann der Kirche gebrochen, er hat Luft und Licht in ihr Gebäude gelassen, das von Moder erfüllt war, er hat unnütze Drohnennester besseren Zwecken dienstbar gemacht und seine zielbewußte Tätigkeit durch nichts behindern lassen. Mehr als ein Drittel aller Klöster hat er aufgehoben, und es mutet sonderbar an, wenn ein Volk, wie die Czechen, denen der Kaiser fast alle Gebäude, in denen sie ihre Amtshandlungen vornehmen, zur weltlichen Benutzung erobert hat, jetzt seine Standbilder zu stürzen versucht. Wie viel politisches Unglück könnte verhütet werden, wenn die jeweiligen Stürmer und Dränger auch hinlänglich historisch orientiert wären.

Auf jeden Fall war der Tod Joseph II. ein recht verfrühter. Ob er nun auf natürlichem Wege erfolgt ist, oder ob die Partei, die er am heftigsten angriff, dabei die Hand im Spiele hatte, wird wohl nie geklärt werden. Er hat aber bewiesen, daß er Manns genug war, die auf seiner Schulter lastende tote Hand wegzuschleudern, und es ist dies um so bewundernswerter, als er davon keinerlei persönliche Vorteile gehabt hat; er mußte unablässig mit einer Hydra kämpfen, um das gekettete Volk zu befreien. Nach seinem Tode schlugen die Wogen wieder zusammen, die von ihm verbannten dunklen Mächte krochen schnell wieder aus ihren Verstecken hervor, stürzten sich auf seine mühevoll aufgerichteten Neubauten und rissen sie zum Teil wieder ein.

Und all dies edle, tapfere, die Gesundheit eines geistig ungewöhnlichen Menschen aufreibende Streben faßte seine Familie in das hämisch-respektlose Wort „enfant terrible“ zusammen. Hätte Lothringen-Habsburg mehrere seiner Art gehabt, dann säße die Dynastie vielleicht noch auf dem Throne, und das Grausen der Weltkatastrophe wäre uns erspart geblieben.

IV. $^{15}/_{16}$ bourbonisches Blut.

Kaiser Franz Joseph wies meinem Vater die Residenz in Salzburg zur Wohnung an. Dieses ist ein schweres, weitläufiges, mächtiges und düsteres Gebäude inmitten der Stadt, ehemaliges Residenzschloß der Erzbischöfe, mehr einer Zwingburg ähnlich, als einem Fürstensitz.

Mein Vater hatte 1868 zum zweiten Male geheiratet; meine Mutter ist die zweite Tochter des letzten Herzogs von Parma, Carl III., der 1854 einem Mordanschlag zum Opfer fiel, somit die vierte bourbonische Prinzessin, die sich mit den Lothringer-Habsburgern der toscanischen Seitenlinie verband. Verwandtschaftlich steht sie aber etwas ferner. Meines Vaters Mutter und meiner Mutter Großmutter mütterlicherseits waren Stiefgeschwister; die Abstammung meiner Mutter geht in direkter Linie zu den Bourbonen, Carl X., Ludwig XIV., Heinrich IV. und weiter nachweisbar bis zu Hugo Capet. Durch das viermalige Einheiraten der Bourbonen ergibt sich, daß meine Geschwister und ich zu $^{15}/_{16}$ bourbonisches, jedoch nur zu je $^{1}/_{32}$ lothringisches und habsburgisches Blut geerbt haben. Durch dieses Überwiegen des leichtflüssigen romanischen Elements wird wohl viel Unerklärliches verständlich. Mein Vater hatte in den 60er Jahren bei Lindau i. B., knapp an der alten hölzernen Straßenbrücke, die das Festland mit der Inselstadt verbindet, eine Besitzung erworben und dort eine große und zwei kleine Villen erbaut, sowie ein Stallgebäude errichtet. Der Komplex heißt Villa Toscana. Er ist in einem schattigen Garten gelegen und grenzt an den See, von wo man eine prachtvolle Aussicht auf die liebliche Bucht von Bregenz hat, auf das Rheintal mit den Vorarlberger, Graubündener und Appenzeller Vorbergen und dem mäch-

tigen Säntis. Mein Vater hatte seit jeher eine besondere Vorliebe für das Meer. Diese wohl bewog ihn, sich am Bodensee niederzulassen, wo verhältnismäßig viel freies Wasser war. Er baute eine kleine Flotte von drei Segel- und einigen Ruderbooten, und seine größte Freude war, auf dem See längere Ausflüge im Segelboot zu unternehmen. Er war ein leidenschaftlicher Segler, kannte den See mit seinen wechselnden Winden und deren Tücken ganz ausgezeichnet, und war bei allen Kapitänen der Dampfer wohl bekannt. Seine besondere Geschicklichkeit im Manöverieren zeigte er am liebsten um die Mittagszeit, wenn der regelmäßige Westwind am ganzen See eingesetzt hatte und manchmal eine steife Brise wehte, dann liefen im engen Hafen von Lindau, von Bregenz, von Rorschach, von Romanshorn und von Konstanz kommend, österreichische, bayerische, schweizer, württembergische und badische Dampfer ein und bald wieder aus. Sie manöverierten im Hafen, und mitten unter ihnen, oft nur eine Haarbreite vor dem heranbrausenden scharfen Bug, flog die weiße Schwalbe hin und her; ruhig, sicher, zielbewußt, unbeirrt stand mein Vater am Steuer, aufrecht, im dunkelblauen Anzug, die schottische Mütze mit den fliegenden Bändern am Kopf, sein vom weißen Bart umwalltes freundlich-ernstes Gesicht mit den scharfen, klaren, braunen Augen aufmerksam auf den Kurs gerichtet.

V. Lindauer Segelboot-Sensationen.

Hin und zurück und heraus aus dem Hafen, mitten zwischen den Radkästen mit der hochschäumenden Gischt ging die tolle Fahrt, den Lindauern, die ihren Großherzog kannten, ein liebgewordenes Schauspiel, auf das sie stolz waren, den vielen Fremden auf den Dampfern ein Ereignis und eine Sensation. Mein Vater nannte dies „Prahlen“, und wir Kinder bettelten darum, mitgenommen zu werden, weil wir stolz darauf waren, mit welcher unvergleichlichen Sicherheit der Vater manöverierte. Das Boot hatte ein großes Segel, war gedeckt, hieß Amerika und war leicht zu bedienen; ich habe später, als ich schon meinem Beruf bei der Marine oblag und unter weit gefährlicheren Umständen auf hoher See und in klippenreichen Gewässern mit Booten manöveriert hatte, vielmals versucht, zu „prahlen“, doch ist es mir nie in so formvollendeter, ruhig sicherer und tollkühner Weise gelungen, wie meinem Vater. Er und die alte Amerika waren eins, wie Reiter und Pferd eins sind; es war, als ob ein anderer Zug in das Boot kam, sobald er das Steuer und die Baumschote in der Hand hatte. Ich fuhr einmal als Junge von Rorschach mit einem Schweizer Dampfer nach Lindau zurück und stand auf der Brücke; da sagte der Kapitän uns Passagieren, die wir die Einfahrt nach Lindau betrachteten und ein Segel erblickten, das sich auch der Hafeneinfahrt näherte: „Do lueget sie, do ischt der Großherzog, jetzt wendt Sie glich ein Schauspiel habe.“ Als vorwitziger Junge fragte ich (innerlich aber gebläht vor Stolz): „Wer ist dieser Großherzog?“ Der Kapitän aber sah mich ernst an und meinte: „Werd du amal ein Mann wie der, das ischt ein Seemann.“ Und als wir in den Hafen gelangten und abstoppten, weil gerade der Bregenzer Dampfer rückwärts nach dem Romans-

horner Landungssteg rauschte, da glitt die Amerika knapp unter dessen Heck hervor und an unserm Bug vorbei, und alle Passagiere, die atemlos zugesehen hatten, applaudierten frenetisch; ich wäre am liebsten ins Wasser gesprungen und zu meinem Vater geschwommen. Er aber stand am Steuer, kühl und sicher, lüftete seine Mütze in Erwiderung des Grußes und mit dem Aufsetzen derselben beschäftigt, drehte er wieder sein Boot ab, knapp unter dem Radkasten eines anderen Dampfers, der sich eben schaumsprühend in Bewegung setzte, und strebte der Hafeneinfahrt zu, um einen eben einlaufenden Dampfer zu passieren; gerade daß die Amerika zwischen dem Radkasten und dem Piloten am Leuchtturm hindurchkam — eine Idee seitwärts, ein plötzlicher Windstoß und sie wäre unfehlbar zerquetscht oder unter das Rad gekommen! Ich aber hatte keine Sorge, mein Vater war ja Wind und Dampfern über. Und wenn man heute noch auf dem Bodensee fährt und mit einem alten Steuermann oder Matrosen ins Gespräch kommt, so erzählt er vom Großherzog und seiner Amerika.

VI. Böhmische Sommertage.

Nach dem Tode meines Großvaters übernahm mein Vater das Gut Schlackenwerth in Böhmen. Es war im kleinen Städtchen Schlackenwerth ein umfangreiches Schloß gelegen, dreistöckig, mit breiter Ausladung nach dem Park, der wundervoll schattig und kühl war. Der Genauigkeit und Pedanterie meines Vaters entsprechend, war alles numeriert. Auch alle Möbel, jeder Gebrauchsgegenstand war bezeichnet, und es konnte nie ein Irrtum vorkommen. Die Familie verbrachte in den 70er Jahren öfters den Sommer dort. Zu dem Gute gehörte eine große Meierei mit ausgedehnten Feldern und Wäldern; es waren ringsumher liebliche versteckte Teiche mit Waldparzellen und prachtvollen Wiesen oder Getreide- und Kartoffelfeldern. Im Spätsommer versammelten sich die Stare in Flügen von ungezählten Tausenden in den großen Schilfbeständen und mitunter ging es abends zur Jagd. Wir Kinder durften aber nur, wenn wir besonders fleißig gelernt hatten, mitgehen. Das war ein prachtvolles Schauspiel, wenn auf einen Schuß sich aus dem Rohr mit mächtigem Gebrause die ungeheuere geschwingte Schar erhob und wie eine Wetterwolke sich verdichtete, in der Luft hin und herzog, haarscharfe Wendungen machte, bald schwarz, bald schillernd sich auf dem Abendhimmel zeichnete und wieder einfiel, mit tausend Stimmen aufgeregt durcheinanderzwitschernd. Da wurden hunderte von Vögeln herabgeschossen. Die Schützen standen um den Teich herum und ein Kahn mit Treibern fuhr darauf hin und her; sie schlugen das Wasser mit langen Stangen, um die letzten Schläfer aufzurütteln, bis sich die ganze Masse unisono erhob und der menschlichen Jagdlust zum Opfer fiel.

Das Schloß war einfach, aber gemütlich eingerichtet. Mein Vater, der dem Sybaritismus und der Verweichlichung in jeder Form

abhold war, duldete nur praktische Möbel und verdammte alle überflüssigen Polsterungen, so daß der allgemeine Eindruck von Steifheit und Härte nicht abzuweisen war. Sehr anheimelnd waren die alten Kachelöfen mit Platten, die allerlei Figuren darstellten, die Podeste vor jedem Fenster, die, durch die dicke Mauer geteilt, sich jedes zu einem Erkerstübchen herrichten ließen. Breite steinbelegte Gänge zogen um die Höfe, und diese Gänge waren von oben bis unten behängt mit Hirschgeweihen, Rehgewichteln und Gemskrickeln, mit ausgestopften Wildschweinköpfen, Auer- und Birkhähnen und allerlei Wasservögeln, die mein Vater teils in Schlackenwert, teils in den kaiserlichen Jagdrevieren in Gödöllö in Ungarn, im Bakonyer Wald, in Mürzsteg und Ischl erlegt hatte. Der Park war der Allgemeinheit zugänglich, durch eine Mauer mit umlaufendem Spazierweg abgeschlossen und von einem Bach, der Bistritz, durchflossen, an deren Ufer kleine eisenhaltige Quellen mündeten, die das Wasser goldbraun färbten, das still und ruhig dahinfloß, so klar und durchsichtig, daß man die Fische am Grunde hin- und herhuschen sehen konnte. Der Privatgarten war abgeschlossen und eigentlich wieder ein Park für sich, wo insbesondere viele, jetzt nur mehr in Bauerngärten gezogene Blumen gepflegt wurden: Rittersporn, brennende Liebe, Levkojen, Malven, Georginen, viele Rosen und nebenbei unzähliges Baumobst, das freilich für die Kinder eine unausrottbare Anziehungskraft besaß. Auf der Höhe der Abschlußmauer, über der Dorfstraße, stand ein Salettl oder Gartenhaus, achteckig, innen tapeziert; die Tapeten stellten Chinesen und Szenen aus China dar. Eine mächtige Linde beschattete diesen idealen Kinderspielplatz und von den nahen Scheunen kam der melodische Taktschlag der Drescher herüber, wenn in der Morgenfrühe noch die Spinnenweben vom Tau silbrig erglänzten, irgendwo im Äther die Lerche ihr Lied jubilierte und die alte Linde leise und geheimnisvoll ihre Krone rauschen ließ. Selige Zeit der ersten Jugend, tauchst du auf aus dem tiefen Schoße der Vergangenheit, lachst uns an wie die Sonne, die über den Bergen aufgeht, rührst auf in uns die Sehnsucht nach dem Unberührten wo Blumen, Käfer und Schmetterlinge unsere einzige Freude waren und die Zukunft uns ein verschlossener Raum dünkte, zu dem die Eltern die Schlüssel behüteten!

VII. Salzburger Jagden.

In der Nähe von Salzburg, zwischen den Salzkammergutseen und dem Salzachtale gelegen, hatte mein Vater eine ausgedehnte Jagd gepachtet, die in der Familie „das Gebirge“ hieß. In einem abgelegenen Seitentale war ein Bauernhaus adaptiert worden, einfach jagdmäßig möbliert. In den achtziger Jahren wurde der Sommer abwechselnd hier und in Lindau verlebt. Man fuhr von Salzburg im Wagen sechs Stunden bis dahin, erst die Poststraße gegen Ischl bis Hof, wobei viele Hügel und Täler zu überwinden waren, dann nach Langreith. Das Haus lag an einem kleinen Gebirgsbach, abseits des Weges, am Rande des Waldes. Dort wurden im Sommer öfter Treibjagden auf Gemsen abgehalten und ist auf Rehe gepirscht worden, und man erhielt dort die erste Anleitung zur weidmännischen Ausbildung. Mein Vater war mehr Weidmann und weniger Jäger. Er liebte es, wenn man nicht auf die Zahl der erlegten Stücke, sondern auf die Qualität des Wildes sah. Aasjägereien, Metzeleien, Monstretreibjagden waren ihm, wie allen anständigen Freunden des edlen Weidwerks ein unsagbarer Greuel. Wenn auf so einer sommerlichen Treibjagd von zehn Schützen zehn Gemsen geschossen wurden, war es gut. Waren bloß Böcke zur Strecke gebracht — war mein Vater zufrieden, wehe aber demjenigen, der eine Kitzgeis oder ein Kitz meuchelte! Da gab es vor den versammelten Gästen, Jägern und Treibern ein Donnerwetter, und der Betreffende, wenn er sich nicht reinwaschen konnte, hatte seine letzte Gemse im Revier meines Vaters geschossen. Wie mein Vater in allem genau war, so auch hier. Zu jeder Jagd waren mit den Jägern Vorbesprechungen nötig über das zu bejagende Revier, über Stunde des Beginns der Jagd, Richtung und Dauer des Triebes, Verteilung der Stände, mutmaß-

liches Annehmen der Wechsel seitens des Wildes, und dann kam die Haupt- und Staatsaktion: Besetzung der Stände nach Rang der Schützen als Weidmänner. Diesen wurde dann feierlich gesagt, auf was sie schießen dürften. Auch der Abmarsch zu Wagen oder zu Fuß war genau geregelt, die Zeit auf die Minute bemessen. Jeder hatte ein Frühstück im Rucksack, das gewöhnlich aus Salami, Brot und einer halben Flasche Antinoro, einem herben, aber sehr kräftigen toscanischen Rotwein bestand. Nach der Jagd verteilte mein Vater die Brüche, und jeder Schütze mußte genau Rede und Antwort stehen über das, was er gesehen, was er geschossen oder gefehlt und (wehe!) was er angeschossen hatte. Ein Jagdbuch, das mein Vater mit peinlicher Gewissenhaftigkeit führte oder einem der Söhne diktierte, nahm alles Wissenswerte auf, und alle jagdlichen Missetaten wurden in gerechter und wohlwollender Weise für alle Zukunft niedergelegt.

Wenn die Familie in den Sommermonaten in Lindau oder Langreith oder Schlackenwerth weilte, war das Leben mehr oder weniger bürgerlich-patriarchalisch zugeschnitten. Die strengen Regeln des Zeremoniells wurden beiseite geschoben, und es war auch wirklich eine Erholung von dem, sonst täglich und stündlich drohenden Zwange der Etiquette, an den ja die älteren Mitglieder des Haushaltes und des Hofstaates wohl gewohnt waren, der aber den Kindern als Schreckgespenst erschien.

VIII. Die Fiktion fortdauernden Monarchentums.

In den siebziger Jahren war der Haushalt ganz dem eines regierenden Fürsten angepaßt. Unter der Fiktion, ein zeitlich von seinem Lande abwesender, jedoch später wieder zurückkehrender Herrscher zu sein, und auch in diesem zeitlichen Exil die äußeren Formen des Monarchen wahrend, hielt mein Vater in Salzburg alle Attribute eines tatsächlich Regierenden aufrecht. Es eignete sich aber auch gerade Salzburg und die Residenz daselbst besonders zu dieser Entfaltung eines fürstlichen Prunkes, der vielleicht an anderer Stelle deplaciert erschienen wäre. Die Erinnerung an die Regierung seines Großvaters, Ferdinand III. war lebendig geblieben; auf dem Lande und in der Stadt hatte sich die Tradition erhalten, eine jener Eigenschaften, die am zähesten im Menschen wurzelt und die getreueste Chronik darstellt. Mein Vater griff also bloß auf die schon geschaffene Form zurück und hatte nun, um mich volkstümlich auszudrücken, was aber keineswegs eine Ironisierung meines geliebten und verehrten Vaters sein soll, für einen neuen Anstrich zu sorgen. In Wien wäre mein Vater und seine Familie bald im Komplex der kaiserlichen Familie aufgegangen, und weder sein besonderer Rang als Erzherzog, noch seine Stellung als Großherzog von Toscana wäre zutage getreten. In Salzburg repräsentierte er nicht allein einen Zweig des Hauses; auch die Besonderheit, daß er sich regelmäßig für einen ausländischen regierenden Fürsten hielt, gab seiner Position etwas Auffälliges und vielleicht auch Geheimnisvolles, da er schlecht Deutsch sprach und sein Hofstaat zum Teil aus Italienern bestand. Es wurde ihm dies allerdings vielfach verübelt, aber man wird begreifen, daß z. B. ein Chinese, der in Deutschland Landsleute antrifft, sich lieber von diesen umgeben

sehen wird als von Deutschen, die er wohl versteht, aber in deren krauses Seelenleben er nicht einzudringen vermag. Wie mag ein Deutscher jubeln, wenn er in der Karroo oder irgendwo am Amazonas die „Wacht am Rhein", oder meinetwegen „Ruck, ruck, ruck an meine grüne Seite", in echtem Bierbaß singen hört. Art läßt nicht von Art. Wie viele Reisende haben es nicht rührend und stolz geschildert, wenn sie Landsleuten unvermutet in Häfen, im Urwald, in der Prärie begegneten, wie dann alle Standesunterschiede verschwanden, wie der Landsmann ein Stück der teuren Heimat repräsentierte, und wie das Labsal, die heimatliche Sprache zu hören, alles um sich her vergessen ließ. Gerade aber die Romanen, die andern gegenüber so reserviert sind, freuen sich wie Kinder, wenn sie heimatliche Laute hören, und so war es auch bei meinem Vater, der ja mehr Toscaner als Österreicher war, dem das Deutsche schwer fiel und der immer über das Eigenschaftswort stolperte. In seiner toscanischen Umgebung fühlte er sich wohl, und die Hoffnung einer Rückkehr nach Florenz wurde von dieser mit großer Zähigkeit aufrechterhalten.

Der Hofstaat bestand aus einer großen Zahl von Personen, von denen ein Teil freilich nur eine Ehrenstelle innehatte, wie es ja bei vielen Höfen bis in die jüngste Zeit Sitte war. Das Oberhaupt des Hofstaates war, wie der Name schon sagt, der Obersthofmeister, der jedoch nicht in Salzburg lebte und nur zeitweilig nach Salzburg kam, um bei feierlichen Gelegenheiten sein Amt auszuüben. Anfänglich lebte der Träger dieses Amtes allerdings in Salzburg; nach seinem Tode aber wurde das Amt einem anderen Toscaner verliehen, der äußerst selten die Reise nach Salzburg machte. Mein Vater hatte ferner zwei Dienstkämmerer. Einer davon war Baron Silvatici, ein toscanischer Offizier, der in die österreichische Armee übernommen wurde und als Offizier des Armeestandes langsam vorrückte. Schließlich wurde er Generalmajor und geheimer Rat und war ein braver, gewissenhafter, etwas steif-zugeknöpfter Herr. Seinem Herrn unbedingt ergeben, war er einer der wenigen, die meinen Vater gut verstanden und der durch seinen unerschütterlichen Gleichmut manches Donnerwetter zu besänftigen wußte. Er war 1859 mit meinem Vater aus Florenz gekommen, hatte mit ihm die Einsamkeit in Lindau im Anfange der sechziger Jahre geteilt, wo

mein Vater erst in einer gemieteten Villa wohnte und daranging, mit seinen damals sehr spärlichen Mitteln ein eigenes Heim zu gründen. In dieser für einen impulsiven jungen Mann gewiß sehr schweren Zeit stand ihm sein Adjutant treu zur Seite, und mein Vater vergalt ihm auch dies Ausharren mit einem besonderen Vertrauen. Der andere Dienstkämmerer, Baron Majneri, war Lombarde, in der österreichischen Armee aufgewachsen, lebhaft, ein großer Nimrod und Sybarit, aber ein liebenswürdiger, stets bereitwilliger und amüsanter Herr, der zumeist meinen Vater auf dessen Jagdséjours beim Kaiser begleitete. Natürlich, wie es sich ja denken läßt, war eine gewisse Rivalität zwischen den beiden vorhanden, was besonders durch den verschiedenen militärischen Rang zum Ausdruck kam und in der Gesellschaft oft zu lustigen Kontroversen führte, die aber immer harmloser Art waren. Meine Mutter hatte ebenfalls je einen Oberhofmeister und eine Oberhofmeisterin sowie eine Hofdame, die dem österreichischen Hochadel entnommen wurden. Ersterer war ein würdiger alter Herr mit langem weißen Bart (Graf Podstatzky-Lichtenstein), der es wunderbar verstand mit Kindern umzugehen, und wir verehrten ihn auch wie eine Art Hausgeist, zumal er uns schöne Geschichten aus der alten Zeit erzählte; er war Kürassier gewesen, hatte 1848 mitgemacht und konnte unsere Unersättlichkeit kaum befriedigen. Die Oberhofmeisterin, Gräfin O'Donell, war eine rundliche, lebhafte Dame, die in Salzburg wohnte und deren Mann einer alten irischen Familie entsprang, ehemals Adjutant des Kaisers gewesen war und als solcher durch seine Geistesgegenwart das Attentat auf den Kaiser in Triest verhütet hatte. Wir hörten darüber folgendes: Bei der Anwesenheit des Kaisers in Triest in den siebziger Jahren, war ein fanatischer junger Mensch aufgehetzt worden den Bedrücker der „Unerlösten" zu beseitigen. In einem günstig gewählten Augenblick stürzte er sich von rückwärts kommend auf den Kaiser, der inmitten einer Gruppe von Würdenträgern plauderte und stieß ihm mit dem Dolche nach dem Herzen; der Adjutant, Graf O'Donell, hatte im letzten Augenblicke die Bewegung gesehen und den Arm des Attentäters in die Höhe geschlagen, so daß der Dolch nur den Uniformkragen des Kaisers aufriß. Den Bruchteil einer Sekunde später, einen Augenblick der Unachtsamkeit, und der Kaiser wäre einem Fanatiker zum Opfer gefallen,

wie nach vielen Jahren seine unglückliche Gattin Elisabeth. Durch die gleiche Treue und Anhänglichkeit zeichnete sich auch die Gattin des Grafen aus. Wir liebten die alte Dame schon darum, weil sie in ihrem Pompadour, von dem sie sich niemals trennte, außer einer Unzahl geheimnisvoller Kleinigkeiten auch immer irgendwelche Bonbons hatte, die wir zugesteckt bekamen. Sie begleitete meine Mutter bei besonderen Gelegenheiten, doch als ständige Umgebung war die Hofdame Gräfin Piatti ausersehen, einer ursprünglich italienischen Familie entstammend, die aber schon lange in Österreich ansässig war. Sie war äußerst korrekt, dabei gutherzig und hatte jenen Altwiener Charme an sich, der an die entschwundene, zierliche und liebliche Biedermeierzeit erinnerte.

Zur Erledigung der laufenden Geschäfte des so umfangreichen Haushaltes, der diplomatischen Korrespondenz und der Ordensangelegenheiten war eine Kanzlei vorhanden, deren Vorstand der ältere der beiden Dienstkämmerer war. Es befand sich da ein Kanzleidirektor, Nobile di Cicogna, ein Venezianer, der uns nur dadurch nähertrat, daß er einen sehr gelehrigen und wundervoll dressierten Pudel besaß, den wir bei besonders sittsamem Betragen sehen durften, um uns an seinen Kunststücken zu erfreuen. Ferner gehörte zur Kanzlei der Kassierer Cavaliere Fraxola. Er stammte aus Parma und war für uns eine komische Figur, weil er Schwierigkeiten mit der Aussprache des Buchstaben „P" hatte. Wie schon alle Kinder einen mehr oder minder grausamen Zug an sich haben, der wohl atavistischen Ursprungs ist, so machte es uns einen Spaß, den armen Mann, der äußerst devot war, in Verlegenheit zu bringen, um uns an seinem Sprachfehler zu weiden. Wurde es aber ruchbar, so wurden wir hart gestraft, was schließlich auch nur recht war. Der Geheimsekretär meines Vater, Blasius Bogdan, war Ragusäer; ein kleines Männchen mit sanften, guten Augen und einem goldigen Herzen. Dieser Mann hatte allerlei Widerwärtiges in seinem Leben durchgemacht und, wenn es nicht unwürdig erscheint einen Menschen mit einem Gebilde aus Menschenhand gleichzustellen, möchte ich ihn mit dem Segelboote meines Vaters, der „Amerika", vergleichen. Wenn es je ein Mensch verstand meinen Vater stets richtig zu behandeln und auf seine leisesten Regungen zu reagieren, so war er es. Er war ein feiner Kopf und hatte eine diplomatisch

fühlende Seele. Niemand vermochte so wie er, Konflikte, die ja immer vorkommen und in einer solchen Gemeinschaft heterogenster Elemente naturnotwendig alle Augenblicke aufflammen müssen, einzuebnen. Er hatte einen wunderbaren Instinkt, aufkeimende Kontraste zu fühlen und durch seine liebenswürdige und milde Art beizulegen, bevor sie zum Ausbruch kamen. Er war mein Lehrer in der italienischen, lateinischen und kroatischen Sprache und als solcher von unerbittlicher Strenge. Seine Noten waren immer gerecht, also meist schlecht — — trotzdem liebte ich ihn heiß, weil er die Gabe hatte mit dem Lobe zu kargen und Schmeichelei oder Rücksicht dem ältesten Sohne und präsumtiven Nachfolger seines Brotherrn gegenüber, nicht kannte. Er war ein ausgezeichneter Etymologe der indogermanischen Sprachen, und man lernte außerhalb des Unterrichtes eine Unmenge interessanter Dinge, die er so gelegentlich einflocht, immer den passenden Moment erspähend, wo dieses Samenkorn ruhig zum Keimen gelangen konnte. Den schwierigen Übergang von der Kinderstube zur straffen Erziehung vermittelte er mit einer Langmut und Geduld, mit intimem Verständnis für die hungernde Kinderseele, durch Maßhalten bei Inanspruchnahme der Aufnahmefähigkeit und vor allem durch das Gefühl des Geborgenseins, das man in seiner Gegenwart hatte, weil man wußte — Kinder haben da einen fabelhaften Instinkt —: der Gute liebt dich und opfert sich für dich auf. In späteren Jahren erst erkannte ich, wie sorgsam er meine Eignung, Sprachen zu erlernen, ausgebildet hatte, und wie viel von meinem Wissen in dieser Richtung ich ihm verdankte. Er paßte sich den verschiedensten Strömungen an, die oft wechselten, immer mit dem Ziele für seinen Herrn das beste, nützlichste und angenehmste herauszuholen, ihm jeden Ärger zu ersparen, dabei aber die Tradition des Hauses aufrechtzuerhalten. Die Stellung, die im Laufe der Zeiten, als die Fiktion des Regierenden verblaßte, immer schwieriger wurde, nicht aufzugeben, den freundschaftlichen Verkehr mit allen europäischen Fürstenhäusern auf diplomatischem Wege zu pflegen, waren ein Teil seiner vielen Bürden, die er aber immer gleich lebhaft und willig betreute. Das Interesse des Hauses ging ihm über alles, über das eigene Wohlergehen, über Weib und Kind, die er zärtlich liebte, mit denen er litt und jubelte, die aber immer in zweiter Linie standen.

Naturgemäß hatte er viele Feinde und Rivalen; er war aber auch ein gewiegter Dialektiker und die rhetorischen oder besser gesagt, die in den höfischen, öligen Jargon gekleideten Wortgefechte verstand er ausgezeichnet zu führen, den Gegner auf irgendein Glatteis zu leiten, von dem er ihn dann großmütig errettete, so daß der betreffende Feind wieder nur dankbar sein mußte, sich nicht öffentlich blamiert zu haben, um erst viel später zu seiner rasenden Wut, die er auch noch beherrschen und verstecken mußte, einzusehen, daß er dem gewandten Fechter nicht gewachsen war. Bogdan verkörperte mit meinem Vater das alte Regime. Darin war er Meister, und es ist für ihn vielleicht ein Glück, daß er rasch nach meinem Vater starb, der ihm immer die Stange hielt und ihm trotz raffiniert angelegter Minengänge zur systematischen Untergrabung seines Einfluses, immer zur Seite stand. Mein Ausscheiden aus der Familie hat ihn sehr geschmerzt, aber er hat es verstanden und mir, trotz der großen Freimütigkeit seiner Anschauung, nie einen Vorwurf darüber gemacht.

Der sonstige Haushalt war der wachsenden Familie angepaßt. Den Dienst bei Tische, in den verschiedenen Vorzimmern, bei Ausfahrten und Empfängen versahen Offiziale im Beamtenrang, Lakaien und Kutscher, die alle in die kaiserliche drapfarbige Livré mit dem karminroten Passepoil gekleidet waren. Eine Zeitlang gab es auch einen Stallmeister, denn meine Eltern ritten oft aus. Die mächtige Stallung stand voller Pferde und Ponnys. Die Wagenburg war ansehnlich.

IX. Uniform oder Jagdjoppe als Stimmungsbarometer.

Das Familienleben im Hause war ein vorwiegend partriarchalisches, denn nur beim Diner trat das Zeremoniell in Kraft, das rigoros eingehalten wurde, selbst wenn die Eltern abwesend waren. Zeitig morgens versammelten sich die Kinder, auch wenn sie schon lange als volljährig auf Urlaub zu Hause waren, zum Frühstück in der Kinderstube. Auf einem langen Tisch standen Tablette nebeneinander, jedes mit der Kaffee- und Milchkanne, Zucker, Butter und Semmeln sowie vier Bisquits. Meine Mutter trank Schokolade auf französische Art, sehr dick eingekocht, und benutzte hierzu eine silberne Kanne mit darin steckendem Quirl. Der Vater hatte eine besonders große Tasse, weil er es liebte, in den Milchkaffee Semmeln einzubrocken. Nach und nach bekam jedes der Kinder eine eigene Tasse oder eine besondere Kanne. Das übrige Porzellan war Meißner Zwiebelmuster, das auch im allgemeinen gebraucht wurde. Für besondere Gelegenheiten war ein rotes Meißner Drachenmuster reserviert, von jenem hellen Ziegelrot, das allein der königlichen Familie von Sachsen vorbehalten und nicht käuflich war. Mein Vater hatte es durch seine Verschwägerung mit den Wettinern erhalten. Es wurde gewartet bis mein Vater erschien und an seiner Kleidung erkannte man sofort seine Laune. War er in Uniform, so war das häusliche Barometer auf stürmisch; wenn er jedoch eine alte Jagdjoppe anhatte, mit eigentümlichen graugrünen Knöpfen, so lachte heller Sonnenschein, und man durfte sich erlauben, lauter zu sein, als sonst. Mein Vater war General, trug aber zumeist die Uniform als Inhaber des 66. ungarischen Infanterieregiments: hellrosa Aufschläge mit silbernen Bärentatzen (einer Raupenlitze am Ärmel-

aufschlage). Zu seinem schönen weißen Bart und den dunklen Augen paßte die Farbe ganz ausgezeichnet, es gab ihm einen wohlwollenden freundlichen Rahmen. — Nach dem Frühstück, das gewöhnlich um 7 Uhr stattfand, war es den Kindern vergönnt eine halbe Stunde zu spielen, wobei die Eltern anwesend waren. Der Vater rauchte eine toscanische Zigarre, jenes Kraut, das man hinten oder vorne anstecken konnte und das man jahrelang rauchen mußte, um sich daran zu gewöhnen, und las seine Zeitung. Meine Mutter stickte, strickte oder häkelte, in welchen Dingen sie eine außerordentliche Fertigkeit und Raschheit entwickelte. Wir hatten Bausteine aus Holz, etwa in den Maßen eines Ziegels und dessen Vielfachen, und nun kann man sich den ohrenbetäubenden Lärm vorstellen, wenn ein Turm aufgebaut war und wieder eingestürzt wurde. Fünf Minuten vor acht Uhr kamen Erzieher und Erzieherinnen, man wurde abgeholt und nun ging es zum Unterricht, der ein privater war und von Lehrern der Salzburger Gymnasien und Lehrerbildungsanstalten erteilt wurde. Die ersten Begriffe des Lesens und Schreibens hatte man schon von der Kinderstube inne; jetzt wurde man weitergeführt auf der Bahn des Wissens mit mehr oder weniger Sträuben; unerbittlich wurde das Programm eingehalten: von 8—11 oder 11½ lösten sich die Lehrer ab. Dann gab es ein zweites Frühstück, worauf ein Spaziergang mit dem Erzieher vorgenommen wurde. Nachmittags wurde meist von 2—4 Uhr weiter gelernt, und dann kam die Hauptaktion des Tages: das Diner. Der Hofstaat, die Kinder mit ihren Erziehern versammelten sich in einem großen Salon, der mit dem Bilde meines Urgroßvaters, Großherzogs Ferdinand III. geschmückt war. Punkt 5 Uhr öffnete einer der Leibjäger die Flügeltüren, und die Eltern traten herein, meist mit dem jüngsten der Kinder an der Hand. Das Zeremoniell erforderte, daß die Kinder ihnen entgegengingen und ihnen die Hand küßten. Inzwischen hatten sich der Hofstaat und eventuelle Gäste ihrem Range nach, die Damen voran, in langer Reihe aufgestellt. Die Eltern begrüßten alle kurz, dann kam der diensttuende Saaltürhüter und meldete, daß serviert sei. Andere Flügeltüren öffneten sich, und genau in der Reihenfolge des Ranges ging man in den Speisesaal. Bei Tisch saßen die Eltern an der Längsseite nebeneinander, die Kinder, ihrem Alter nach abgestuft rechts und links, dann

der Hofstaat. Den Eltern gegenüber der Obersthofmeister oder in dessen Abwesenheit der diensttuende Dienstkämmerer. In den siebziger Jahren dauerte dieses Diner eine Stunde, dann kehrte man in den Salon zurück. Es wurde Kaffee serviert und Cercle gehalten, wobei wir lernen mußten, wie man sich dabei anzustellen hat. Oft erst gegen 7 Uhr ging man auseinander. Die Eltern besuchten damals fleißig das Theater, wir Kinder durften noch eine halbe Stunde spielen, und um 8 Uhr ging es zu Bett. Im Sommer ward vor dem Frühstück noch eine Turnstunde eingeschaltet. Unser Turnlehrer, dem es auch zeitweilig oblag, den Schönschreibunterricht zu leiten, war der durch seinen tragischen Tod in den Pyrenäen nachmalig berühmt gewordene Alpinist Ludwig Purtscheller; er war streng und schematisierte nicht; schon damals begriffen die Kinder die Wohltat der individuellen Behandlung, die jeden nach seinem Können einschätzte, den guten Willen entsprechend belobte, wenn auch die Leistung dem allgemeinen Maßstab nach eine minderwertige war.

In den späteren Jahren, nachdem 1881 der alte Obersthofmeister Herzog Tanay de'Nerli und 1883 meine Stiefschwester Antoinette, auf die besondere Rücksicht genommen wurde, gestorben war, und namentlich in den Sommeraufenthalten war das Diner wenig formell; es wurde um ½1 Uhr eingenommen, und abends gegen 7 Uhr fand ein Souper im Familienkreis statt, ähnlich wie das Frühstück. Bei feierlichen Anlässen gab es sogenannte rekommandierte Diners, wobei meist 30 bis 40 Gäste eingeladen waren. Bei diesen Gelegenheiten, wie bei Bällen, waren die Kinder nicht zugegen. Es erschien die Dienerschaft in roten Eskarpins, die Offiziale in schwarzer geschlossener Uniform mit Degen und Zweispitz unter dem Arm. Die ganzen Appartements waren mit Blumen und Pflanzen geschmückt, und an allen Kronleuchtern brannten Wachskerzen. Eine feierliche Stimmung lag über den Sälen, durch die wir durchhuschen durften, um uns von den Eltern zu verabschieden und unserer Mutter zuzusehen, wie sie ihre Toilette beendete; strahlend von Brillanten, in Seide und Sammet mit einer langen Schleppe rauschend, bildete sie unser Entzücken. Damals waren auch die Fächer in Mode, denn durch die vielen Wachskerzen entstand eine entsprechende Wärme: die Damen mit schweren Brokatkleidern, mit dem seligen cules de Paris und seiner aufstrebenden und ausladenden Frisur waren wahr-

lich nicht zu beneiden. Salzburg, das ähnlich Graz ein Pensionopolis darstellt, lieferte eine große Anzahl ehemaliger Offiziere, und die verschiedensten Uniformen, selbst solche aus dem Vormärz, tauchten bei diesen Gelegenheiten auf. — Ein Unbefangener hätte sich auf einen Maskenball versetzt geglaubt.

Die Salzburger Gesellschaft hielt am althergebrachten Zeremoniell fest und half und förderte konservative Bestrebungen, so daß der allgemeine Eindruck einer solchen festlichen Versammlung sehr zugeknöpft und steif erschien. Doch die Beteiligten fühlten sich wohl in ihrem Element, stolzierten gravitätisch herum, flüsterten den herumsitzenden Damen artige Komplimente oder witzige Bosheiten zu, während die Jugend sich im ewig lieblich bleibenden — nur in Österreich mit Gefühl getanzten — Walzer drehte; Polka, Mazurka, Schottisch, Galopp, Française und Lancier wurden damals bevorzugt. Die Musik stand hinter einem Wald von Topfgewächsen auf einer Estrade, zu der von rückwärts eine Tür führte. Mitunter durften die Kinder auf einen kurzen Moment von dort aus zusehen. Bekamen wir dann einen Schluck Champagner und Bonbons mit dem Bilde der Eltern, fühlten wir uns einfach im Himmel. An solchen Tagen war die strenge Zucht ein wenig gelockert. Schon die Vorbereitungen zu einem Ball warfen das ganze Tagesprogramm über den Haufen: die Lehrer waren ja oft eingeladen, mußten also auch allerlei Vorbereitungen treffen, waren daher zerstreut oder nachsichtig, die Erzieher erledigten rasch ihre Pflichten, und des Abends kamen wir alle unter die Obhut der Kinderfrauen, da wir für diese Nacht ausquartiert wurden.

Unsere Wohnräume lagen unter dem Ballsaal, so daß es zweckmäßig erschien, die Kinder in einem ruhigeren Teil des Hauses schlafen zu lassen. Mein Vater hatte ein langgestrecktes Toilettenzimmer, das spartanisch eingerichtet war; ein ungeheurer Kachelofen, nüchterne Tannenholzschränke, ein großer langer Tisch in der Mitte; von der Decke herab kreiste langsam und gewichtig ein gewaltiger Steinadler mit ausgebreiteten Schwingen. Das war unser aller Schlafgemach; romantisch und geheimnisvoll. Aus den großen Fenstern sah man auf die beschneiten Straßen, der Mond ging über dem Geisberg auf und versilberte den bereiften Kapuzinerberg; tiefe Schatten warfen die Häuser, einzelne Gaslampen waren zu

gelben Punkten zusammengeschrumpft. Natürlich waren die Kinder aufgeregt, denn ein solches Ereignis war wohl angetan, einen Lichtblick in das ewige Einerlei des Lernens zu werfen. Dazu die relative Freiheit vom Zwange des „Bravseins". Man konnte sich nicht sattsehen an dem ungewohnten Anblick der Außenwelt, denn unsere sonstige Wohnung ging auf einen nüchternen Hof, wo sonst nichts zu sehen war als eventuell ein Wagen der, zur Ausfahrt bereit, dort herumfuhr, oder ein Heu- oder Strohwagen, der für den Stall abgeladen wurde. Flüsternd unterhielten wir uns und erwarteten den Eintritt irgendeiner ungeheuren Begebenheit.

Eine solche Nacht war es, nach der mein Vater am frühen Morgen abfahren sollte, um mit dem Kronprinzen Rudolf die Reise nach dem Orient und Ägypten anzutreten. Einige Jahre vorher war dieser lebhafte und sachlich auftretende Jüngling in Artillerieuniform in Salzburg zu Besuch gewesen und hatte auch unsere Wohnung inspiziert und sich anerkennend über die Ordnung in unseren Habseligkeiten geäußert.

Wir waren ja keineswegs verweichlicht. Ein hartes Bett, eine einzige Decke Sommer und Winter, ein dünnes hartes Kopfkissen und jeden Morgen Abduschen mit eiskaltem Wasser, waren die Prinzipien, die mein Vater — mit vollem Recht — als hygienisch betrachtete. Er selbst lebte nicht anders und verachtete jede Art von Verweichlichung und das, was man irrtümlich Komfort nennt. Es ist dies ja nur ein relativer Begriff. Ein einfacher Stuhl ist mir heute noch lieber als ein Ungeheuer von Klubsessel, in dem man seine Persönlichkeit verliert. Solche Möbel kannte man in unserm Hause nicht, und es war auch gut so, denn schon die eine Nacht in einem andern Bett, das vielleicht weicher war als das gewohnte, dünkte uns fremd und ungemütlich. In der Ecke hinter dem Ofen brannte ein Nachtlicht, das flackernde Schatten auf den kreisenden Adler warf.

X. Eine Seele von Kinderfrau.

Unsere heißgeliebte Kinderfrau, „Tatl“ genannt, weil sie Therese heißt — sie ist jetzt 86 Jahre alt und lebt bei meiner Mutter — betreute uns; sie stammte aus einer bayrischen Offiziersfamilie und kam bald nach meiner Geburt ins Haus, wo sie mit einer zweiten Kinderfrau Anna, von uns „Nockerl“ genannt, uns alle 10 Kinder aufzog. Die Eltern waren in der ersten Zeit viel abwesend; mein Vater auf Jagden, meine Mutter teils auf Reisen, teils zu Besuch und so kam es, daß Tatl unsere zweite Mutter ward. Tag oder Nacht, immer war sie da, immer gleich hilfreich, gleich geduldig, gleich lieb und gut. Sie sahen wir vor uns, wenn wir morgens erwachten, und das letzte liebe teure Gesicht, das sich über uns beugte, wenn der Sandmann die Augen schwer machte, war sie. Und wenn man krank war und des Nachts im Fieber aufwachte, hilfesuchend, so saß sie beim Scheine des Nachtlichtes und strickte. Wenn irgendein kleiner Schmerz uns bewegte, so lief man zur Tatl, und sie wußte zu trösten und zu beruhigen. Sie war die erste Lehrerin; die Mühsal der Buchstaben, das Zusammensetzen von Worten, die ersten kindlichen Handarbeiten, wenn auch nur in spielerischem Sinne, lehrte sie uns. Mit ihr und Nockerl fuhren wir täglich hinaus, entweder nach Hellbrunn, in den Park, wo wir in einer Allee von ungeheuren Tannenbäumen spielten oder nach Aigen, am Fuße des Geisberges, wo unsere beliebten Plätzchen waren und wir in die Geheimnisse der Natur, der Tiere, der Pflanzen, des Bächleins und der Wolken eingeweiht wurden. — Den Christbaum putzte Tatl, das war selbstverständlich, und mit pietätvoller Treue wachte sie darüber, daß dieselben Gegenstände Jahrzehnte hindurch sorgsam aufbewahrt und immer wieder zu neuer Seligkeit und Glück verwendet wurden. —

Mein Verhältnis zu Tatl hat sich aber auch nie geändert, wir waren immer die Kinder; und die schon angegrauten Männer gingen zu ihr, als sie längst nichts mehr zu warten und zu pflegen hatte, sich Rat zu holen. Sie war die Mitwissende aller kleinsten Geheimnisse. Sie verstand es wunderbar, in der Sturm- und Drangperiode der beginnenden Mannbarkeit Frieden zu stiften, wenn aufrührerische Gelüste sich Bahn brachen. Einfach und innig religiös, ohne Prüderie, ohne Bigotterie predigte sie unermüdlich, wenn unsereins sich auf Grund persönlicher Überzeugung berechtigt fühlte, Religion und Glauben abzuschütteln. Man gab nach, nur um sie zu beruhigen, aber es blieb doch ein mahnendes Wort zurück, das nach und nach, ohne Überzeugung, anfänglich doch nur „Tatl zuliebe“ die Rückkehr zu den ihr so wichtigen Grundsätzen der Moral mit sich brachte. — Wie die Tatl die Knaben erzog, so hatte das Nockerl die Mädchen zu betreuen, obwohl beider Wirkungskreis ineinandergriff und beide gemeinsam die Führung hatten. Tatl war aber die höchste Instanz, wenn man den Eltern oder den Lehrern oder den Erziehern keinen Glauben schenkte. Kinder sind ja in vieler Beziehung skeptisch und mißtrauisch und haben mehr Muße zum Nachgrübeln über ein rasches Wort der Erwachsenen; so kam man zur Tatl, legte ihr die Frage vor und welchen Bescheid man auch immer erhielt, mit dem war man zufriedengestellt, denn „Tatl hat's gesagt“. Den impulsiven Eltern gegenüber war sie auch stets die Vermittlerin, die mitunter uns energisch in Schutz nahm. Individualisierte sie ja doch, wo die Eltern begreiflicherweise — das allerdings nur in der ersten Zeit — mehr zum Generalisieren neigten. Meine Verehrung für sie war zeitlebens so groß, daß ich auch heute noch, selber ein Zweiundfünfzigjähriger, mit der inzwischen hochbetagten Greisin in Korrespondenz stehe. Wer weiß, wie sie meinen neuesten Streich, die Publikation dieses Buches, hinnehmen wird.

XI. Kronprinzessin Luisa als Kind.

In den ersten Jahren sind wir beiden ältesten, ich und meine Schwester Luisa, die nachmalige Kronprinzessin von Sachsen, von Tatl und Nockerl, den beiden Guten, betreut worden. Luisa war stets äußerst lebhaft und voll origineller Einfälle; in inniger Liebe waren wir uns zugetan, badeten manches zusammen aus und waren auch durch den Umstand, daß wir später gemeinsam studierten, einander geistig nähergetreten. Es entwickelte sich eine Kameradschaft, die den Stürmen des Lebens Trotz geboten hat. Einer trat für den anderen stets ein, ohne Besinnung, ohne Frage nach den Folgen. Es war ja so selbstverständlich, daß man nur dem Ruf folgte und alles andere vertrauensvoll der eignen Kraft überließ. Luisa hatte für alles Interesse und einen regsamen Geist; schon als ganz kleines Mädchen hatte sie ein Notizbuch, in dem sie gewissenhaft alles eintrug, was vorgefallen war. Wir lasen es viele Jahre später, zu unserm höchsten Ergötzen, wieder. Sie hatte eine rasche Auffassung und ein großes Sprachentalent, das gemeinsame Erbgut von uns beiden ältesten. Ihr lebhafter Geist verlangte nach Betätigung und wenn irgendwo ein Riegel vorgeschoben ward, fand sie ein anderes, vielleicht heterogenes Feld, um ihren Trieb, sich nutzbringend zu beschäftigen, zu befriedigen. Den anerzogenen Dünkel und das Hinabsehen auf andere schüttelte sie bald ab und war in Salzburg, wo sie ja gleich uns ihre Kindheit und Jugend verbrachte, überall beliebt, ob ihrer sprühenden Lebensfreude und ihres mitfühlenden Herzens willen; das weiche Gemüt hat sie mit dem Vater gemein und das Nicht-nein-sagen-können wohl auch, doch mit dem Unterschiede, daß mein Vater es in einer rauhen Schale barg. Allen Zwang und jeder Zumutung sich einer bestimmten, ihr nicht zusagenden Rich-

tung anzupassen, ging sie diplomatisch aus dem Wege, und war es irgendwie nicht möglich dem zu entgehen, so trieb sie passive Resistenz so lange und so unerschüttert, daß man sie schließlich in Ruhe ließ. Sie lernte rasch und leicht und hatte ein ausgezeichnetes Gedächtnis für wichtige Dinge, ebenso wie für Kleinigkeiten, dabei eine scharfe Beobachtungsgabe und ein sicheres Urteil über Menschen, auch für solche, mit denen sie bloß gelegentlich und für kurze Zeit zusammengekommen war.

Es war ihr persönliches Unglück, mit diesem lebhaften und eigenartigen Charakter an einen der sprödesten, für ihr anmutig strahlendes Wesen verständnislosesten Höfe verheiratet worden zu sein. Ihre komplizierte Natur mußte dort Schiffbruch leiden.

XII. Überpatriotischer Prinzenerzieher.

Mit dem vollendeten sechsten Jahre wurde der Austritt aus der Kinderstube dekretiert, der sich begreiflicherweise mit einigem Sträuben und mit vielerlei Konzessionen vollzog. Der neue Erzieher war ein braver Mann aus einem alteingesessenen Kärntner Geschlecht, Baron Teuffenbach, der als Major im damaligen Adjutantenkorps der Militärkanzlei des Kaisers angehörte. An sich ein glühender Patriot, zum Überschäumen voll von loyalsten, christlich gefühlten Gesinnungen, ging ihm nichts über die glorreiche Vergangenheit Österreichs. Obwohl er bei der Truppe nur kurze Zeit gedient hatte und seines Zeichens Militärschriftsteller war, war er Soldat durch und durch. Seine Altersgenossen, deren ich späterhin viele kennenlernen sollte, sind ihm alle ähnlich in dem vollständigen Aufgehen in ihrer Tätigkeit, die sie für den erhabensten und unantastbarsten aller Berufe hielten. Des Kaisers Rock war ein Palladium, das sie vor allen leiblichen und seelischen Gefahren schützte. Das glaubten sie, das beschworen sie, das war der Inhalt ihres Lebens. Diese Herren waren Stützen des Thrones in des Wortes edelstem Sinne. Ihr Trachten ging danach, schneeball- oder lawinenartig ihre innerste Überzeugung weiter zu verbreiten, sich aber auch zu versichern, daß sie weiter verbreitet werde. Darum ließen sie nicht ab, zu prüfen und zu untersuchen und oft auf ermüdende und den Hörer gänzlich abspannende Art immer und immer wieder das gleiche zu wiederholen. Schlagworte, die einmal prägnant waren, durch den Überfluß der Anwendung zu wertlosen nebelhaften Vorstellungen zu entkräften. Alle diese Männer hatten den Wahn, ihren eigenen, echten, in gewissem Sinne überernährten Patriotismus ihrer Umgebung eindrillen zu können und auf syste-

matisch künstlichem Wege genau denselben Höchstgrad monarchischen Überschwanges hochzuzüchten. Sie übersahen dabei, auf die nur bedingte Empfänglichkeit des Gemütsbodens Rücksicht zu nehmen und glaubten durch Hypnose die natürliche Entwicklung der Dinge zu ersetzen.

Die Methode der einseitigen Erziehung ist eine verfehlte. Der Mann, der zuerst meine und meiner Brüder Erziehung in die Hand nahm und später als eine Art Obererzieher leitete, war ein begrenzter Mensch; gewiß war er überzeugt mit Anwendung eines geistigen Flaschenzuges, das Beste aus uns herauszuholen, was herauszuholen war, um sein Prinzip zum Wohle des Staates durchzusetzen, dessen eifrigster und unermüdlichster Diener und Helfer er blieb. Seine Methode erlag dem Fehler, der zu oft angewandten Wiederholung: erst stumpfte sie ab und ermüdete, schließlich erzeugte sie eine latente und darum um so unkontrollierbarere Gereiztheit und Opposition. Es bestand die Gefahr, daß nicht nur das Gegenteil des Gewünschten erreicht wurde, sondern daß sich der aufgespeicherte Gegendruck in einer Explosion Luft machte.

Diese drohende Möglichkeit muß mein Vater gemerkt haben. Er war im Lesen von Menschen von seltener Begabung. Obwohl ein Erzieher für zwei Knaben vollauf genügt hätte, kam bald ein zweiter Herr, Edler von Manussi. Der neue Mann war ein Gemütsmensch und verstand es, daß kindliche Seelen auch der Erheiterung und der Entspannung bedürfen. Trotz seiner Strenge hinsichtlich Einhaltung aller gesellschaftlichen Formen, flogen ihm sofort unsere Herzen zu; ihm zuliebe tat man alles, was er forderte; selbst wenn er wünschte, daß wir an dem Tage, an dem der andere Erzieher Dienst hatte, unsere Pflichten genau und ohne passiven Widerstand erfüllten, folgten wir ihm, weil wir sehnsüchtig auf sein Lob warteten, wie es ja die jungen Wesen alle tun. Er hatte kein spezielles Fach, das er uns eintrichterte. Als junger Offizier war er in Mexiko gewesen, hatte den raketenhaften Aufstieg des unglücklichen Kaisers Max mitgemacht und war vor der Tragödie von Queretaro wieder in die Heimat zurückgekehrt. Er erzählte uns, atemlos Zuhörenden, von diesem geheimnisvollen Lande. Ich hatte dazumal — ich werde wohl 8 oder 9 Jahre alt gewesen sein — einen Band des katholischen Hausschatzes erwischt und darin im Verbor-

genen Karl Mays „Deadly dust" gelesen. Ich fühlte mich berufen, die Erzählungen von Mexiko mit jenen Karl Mays zu vergleichen, bedauerte nur, daß unser Erzieher keine solchen Taten zu berichten hatte. Als man mir eines Tages, da ich zum zweiten Male meinen Helden Karl May lesen wollte, dahinterkam und das Buch konfiszierte, war das Urteil der beiden Erzieher ein grundverschiedenes. Der Baron verbot mir ein für allemal solche Geschichtchen zu lesen, während Manussi dazu nur lächelte. Dieser Umstand gab mir viel zu grübeln und die beiden gegeneinander abzuwägen. Mein Urteil war natürlich zugunsten des zweiten, den wir in außerdienstlichen Momenten oder in zärtlicher Aufwallung Kicki nannten. Wie der Name entstanden ist, ist mir nicht mehr erinnerlich. Genug, er hieß so, während wir den anderen, den wir wegen seiner Redseligkeit fürchteten, offiziell Baron (denn er war Freiherr, sogar Reichsfreiherr) und unoffiziell mit allerhand lächerlichen und respektlosen Namen titulierten.

Der Baron, wie ich ihn weiter nennen will, behielt, wenn auch die beiden täglich wechselten, immer die Oberleitung, so daß man von ihm und seinen Eintrichterungen geschichtlicher Fakta nur befreit war, wenn er Urlaub hatte. In späterer Zeit sah man allerdings ein, daß er nicht anders konnte, daß seine langen Reden nicht als Quälerei gemeint waren, als welche wir sie empfanden, sondern der Ausfluß, der kontinuierliche unabwendbare Strom seines unausgesetzt sich selbst neuerzeugenden Patriotismus waren. Hätte es in Österreich hundert solcher glühender Patrioten gegeben, so wären ihrer Meinung nach die Nationen sich in die Arme gefallen und hätten sich fusioniert, um den Wahlspruch: A. E. I. O. U., Austria erit in orbe ultima, was bedeutet: Österreich wird in der Welt ewig bestehen, zu verwirklichen. Das Thema, das er beherrschte, war die Geschichte Österreichs vom österreichischen Standpunkt, von dem Weihetempel der altösterreichischen Staatsidee aus betrachtet. Er suchte begreiflich zu machen, daß alle Herrscher Österreichs Recht hatten oder unschuldig in irgendwelche Fallen der bösen Feinde hineingeplumpst waren und das alles, was jenseits der schwarz-gelben Pfähle sich befand, im Unrecht oder von den schwärzesten Absichten, dem Hause Habsburg zu schaden, erfüllt war. Die Darstellung des guten Barons ging darauf aus uns in einen derartigen Stärke-

grad von Patriotismus emporzusteigern, daß wir das ganze Leben davon zehren sollten. Ursprünglich rechnete er damit, daß unser weiteres Leben konform mit dem unserer nächsten Verwandten verlaufen sollte: Privatunterricht, Reisen mit dem Erzieher, Einführung in das Leben des Zeremoniells, Ernennung zum Offizier, rascheste Karriere, hohe militärische Stellung in jungen Jahren, baldige standesgemäße Ehe (damals war Selbstmord einer nicht standesgemäßen Heirat vorzuziehen), viele Kinder, die wieder denselben Lebensgang gehen sollten, voranleuchtendes Beispiel durch Aufgehen in dem staatserhaltenden konservativen Prinzip .... Alles sehr schön und edel gedacht, aber das berühmte Apothekersprichwort sagt: erstens kommt es anders, zweitens als man denkt. Mein Vater war ja nicht Soldat, obwohl er Uniform trug, und die Strammheit war ihm nicht gelegen, was ja auch begreiflich ist, wenn man das vorherrschende romanische Blut in seinen Adern in Betracht zieht. Er wußte, daß die Armee Radetzkyschen Angedenkens ein Machtfaktor war, daß der Kaiser (der nur auf der Jagd die Uniform auszog) sehr viel Verständnis und eine besondere Vorliebe für den Soldatenstand hatte, daß ferner seine Söhne nahe dem Thron standen, und wenn jemals eine Rückkehr nach Toscana möglich wäre, sie durch eine österreichische Armee erfolgen müßte. Er sah es darum gern, daß die militärische Laufbahn als ausschließlicher Lebensweg vorgeschrieben war.

XIII. Der Bruch mit dem feudalen System in der Erziehung.

Mein Vater hatte auch offene Augen und wird sich gesagt haben, daß die Zeit des Absolutismus vorbei sei. Jenes Absolutismus, der zum nicht geringen Teil daran schuld war, daß er sein Florentiner Großherzogtum verloren hatte und im rauhen Noricum leben mußte. Darum wird er wohl erwogen haben, für seine Söhne nicht die ganz gleiche Erziehungsrichtung einzuschlagen, wie sie bisher üblich war, sondern ihnen in den Jahren geistiger Empfänglichkeit Gelegenheit zu geben, mit Gleichaltrigen zu verkehren und sich in einer neuorientierten, auf bürgerlicher Basis aufgebauten Auffassung der Umwelt zurechtzufinden. Ich kann nicht genau feststellen, ob es zwischen meinem Vater und Kaiser Franz Joseph Auseinandersetzungen über unsere Erziehung gab. Es ist bei ihrem guten Verhältnis, das auf der besonderen Wertschätzung meines Vaters durch den Kaiser basierte, sehr wahrscheinlich, daß sie sich über diesen Punkt aussprachen und meinem Vater es gelang, seine Ideen durchzusetzen. Tatsache bleibt, daß eines Tages beschlossen wurde, die Söhne des Großherzogs von Toscana ohne Rücksicht auf ihre hohe Geburt militärisch genau so erziehen zu lassen, als ob sie bloß von einem schlichten Adeligen oder einem Bürgerlichen abstammten.

Bei allen geforderten Leistungen geistiger oder körperlicher Art sollte keinerlei Unterschied von den übrigen Mitschülern gemacht werden. Dieser Entschluß meines Vaters war von prinzipieller Bedeutung. Er hat mit dem feudalen System gebrochen, und es ist dies um so mehr zu würdigen, als mein Vater doch dieses System in seiner Eigenschaft als Großherzog und — depossedierter — Monarch repräsentierte.

Meines Vaters Vorliebe für die See hatte ich geerbt. Zum Teil haben auch meine Brüder dafür Interesse gehabt und sich, maritim gesprochen, dazu verständig angestellt. Vielleicht habe ich auch von mütterlicher Seite hierzu einen Einschlag bekommen. Mein Onkel Heinrich von Bourbon, der jüngste Bruder meiner Mutter, war ein leidenschaftlicher Seemann, der andere Bruder, Herzog von Parma, liebte auch das Meer, aber als praktischer Mensch verband er das Angenehme mit dem Nützlichen. Die Brüder meines Vaters inklinierten ebenfalls fürs Meer und zwar in der Weise, daß Carl Salvator sich für Bootsbau interessierte, Ludwig tatsächlich Seemann und dabei Gelehrter und wissenschaftlicher Reisender wurde, und Johann (nachmals Orth) schließlich den Seemannsberuf ergriff, der ihm ein vorzeitiges Ende bereitete.

Sobald nun dieser Plan die kaiserliche Sanktion erhalten hatte, ging der Baron mit der ihm eigenen Zähigkeit und Beharrlichkeit daran, alles auf diese neue Richtung der Erziehung umzustellen. Ich wurde für die Marine bestimmt, meine Brüder für die Armee und zwar: zwei für die Infanterie, während der jüngste zur Kavallerie gehen sollte. Bei mir wurden Mathematik und Sprachen sehr zu meiner Freude als Hauptfächer festgesetzt. Es kam nun ein neuer Erzieher — der dritte — hinzu, der Artillerieoberleutnant Schauenstein-Horecky. Streng, gerecht, exakt und pünktlich ging er auf die Durchführung seines Ressorts aus und war im übrigen ein verständiger Mann, der vielleicht sein Licht unter den Scheffel stellte; anfänglich betrachteten wir ihn feindselig, weil er unerbittlich darauf bestand uns zur Pünktlichkeit zu erziehen. Späterhin aber lernten wir ihn besser kennen und waren offenbar auch zu seiner Zufriedenheit umgeformt; es war unbedingter Verlaß auf ihn. Sagte er, oder, was bei Kindern noch viel rigoroser beurteilt wird, versprach er etwas, so war es so gut wie geschehen; um ein Versprechen einzulösen, wäre er unerschrocken jedweden Drachen in seiner Höhle angegangen. Ich speziell hatte mit ihm die mathematische Ader gemein und da verstanden wir uns vorzüglich.

Um jene Zeit fing ich an, Reitunterricht zu nehmen. In den weichen Felsen des Mönchsberges hatten die alten Erzbischöfe einen Raum ausmeißeln lassen und mit umlaufenden Galerien versehen, der später gedeckt und als Reitschule verwendet worden war. Die

Anfangsgründe dieser Kunst haben mir viele Tränen der Wut und Angst erpreßt. Der Reitlehrer, ein Rittmeister der Dragoner, namens Mandelsloh, stand abwechselnd mit Schauenstein mit der langen Peitsche da, und ich hielt mich krampfhaft am Zügel und hatte unter mir den dräuenden Abgrund. Aber ebenso exakt und gerecht wie in allem lehrte er mich bald Sicherheit und Überwinden der Scheu vor dem Herunterfallen. Als ich so weit war ausreiten zu können, wurde der Unterricht abgebrochen und erst ein Jahr später wieder aufgenommen. Warum, ist mir ein Rätsel geblieben.

Ich erhielt auch mit meinen Brüdern zusammen Fechtunterricht von dem Oberstleutnant Siebeneicher, einem gediegenen Exemplar eines alten lebensfrohen und lustigen Haudegens, dem wir wie die Kletten anhingen, da er das Pensum rasch erledigte und uns dann allerlei Schnurren aus seinem vielbewegten Militärleben erzählte. Er war überall in der Monarchie herumgekommen, hatte mit den gefährlichsten Raufbolden angebändelt und war zumeist Sieger geblieben. Unter anderem erzählte er uns, wie er als junger Offizier mit einem Kameraden in der ungarischen Puszta spät abends in eine einsame Herberge kam, wo er übernachten mußte. Allerlei verdächtige Gestalten saßen in der schlecht erleuchteten Gaststube, und der Wirt wollte die beiden Offiziere erst gar nicht aufnehmen. Schließlich entschloß er sich doch hierzu und wies ihnen eine Dachstube an, die sonst nur zur Aufbewahrung von Räucherwaren diente, denn an der niederen Decke hingen allerhand Würste. Die beiden jungen Leute legten sich zu Bett. Siebeneicher hatte einen schweren Beutel voll Dukaten bei sich, da er Pferde kaufen sollte; daß die Offiziere zu diesem Zwecke in die Gegend kamen, war bekannt. Der Begleiter schlief ein, Siebeneicher jedoch hielt den Revolver bereit. Nach und nach verstummte das wüste Treiben in der Wirtsstube und Siebeneicher war nahe daran einzuschlafen, als er durch ein Knacken der Stiege plötzlich munter wurde. Leise ging die Tür auf, der Wirt erschien mit einem langen Messer, hinter ihm der hünenhafte Hausknecht mit einer Blendlaterne. Der Wirt flüsterte ihm zu: Sie schlafen, los! und mit zwei Schritten war er an Siebeneichers Bett, mit erhobenem Messer über ihn gebeugt. Da drückte Siebeneicher los und der Wirt stürzte zusammen, der Knecht polterte die Treppe hinab, und sofort war unbeschreiblichster Tumult

in der einsamen Wirtschaft. Wie im Handumdrehen waren die beiden Offiziere allein mit dem bewußtlosen Wirt. Als sie ihn wieder zu sich gebracht hatten, denn er war nur verwundet, klärte sich die Sachlage auf. Der Wirt wollte noch eine Wurst holen, Siebeneicher jedoch hatte alle Indizien zusammengefaßt, die auf einen geplanten Raubmord hinwiesen und sein Revolver war gleichsam bona fide losgegangen.

Später kam ein anderer Fechtlehrer, Oberleutnant Ristow, der aber so ungemütlich und geschäftig war und immer gleich fortlief, daß wir die wenige Sympathie, die wir für ihn aufzubringen trachteten, bald verloren. Vielleicht war er verliebt und hatte es eilig zu einem Rendezvous zu kommen. Er sah auch unternehmend und etwa so aus, was man in der Wiener Mundart „fesch“ nennen würde.

XIV. Militärische Ketzereien eines Dreizehnjährigen. Auslandsreisen.

Der Unterricht im Infanterieexerzieren wurde von einem Offizier des Salzburger Hausregiments Erzherzog Reiner Nr. 59, spöttisch genannt der 59. Bauernhaufen, aufgenommen. Ich war ein Junge von 13 Jahren, ein Knirps mit einem großen Kopf und sollte da sechs stramme Soldaten, denen ich bis zum Nabel reichte, kommandieren. Ich hatte ein kleines Werndlgewehr umgehängt und es war mir peinlich, diese mir unpassend erscheinende Prozedur vorzunehmen. Die Riesen waren aber gutmütig und ihre ergebenen Augen sahen mich so ermunternd an, daß ich nach und nach Zutrauen gewann. Allerdings, wenn der Baron mit seiner grünen Generalstabsuniform daherkam um sich vom Fortschritte seines Zöglings zu überzeugen, erstarben meine „Mander“ in militärischer Zucht und meine Zuversicht war wieder einmal beim Teufel. Ich war schon damals überzeugt, daß ich gerade so zum Ziele gelangt wäre, wenn ich statt der herausgeschnellten Kommandos gemütlich mit den Leuten gesprochen hätte, aber es wäre ja eine reine Unmöglichkeit gewesen, so etwas zur Ausführung zu bringen. War doch alles in Drill ertränkt. Auch hier wieder hielt der Baron endlos lange Reden, verstieg sich in seinem rethorischen Baum von Ast zu Ast, von Zweig zu Zweig, fiel herunter und mußte nun wieder mühsam den Baum erklimmen. Die braven 59er aber glotzten ihn an und dachten sich, so unverständliches Zeug gehöre wohl zur Generalstabsuniform.

Somit war der Anfang zur militärischen Ausbildung gemacht. Es wurde auch theoretischer Unterricht erteilt, der aber bald ausblieb, weil er ja ohne praktische Ausübung nur leeres Stroh war. In dieser Zeit machte ich zur Förderung meiner Ausbildung und meines Kunstverständnisses in Begleitung des Barons

und des Schulrats Bekk, der Poet und ein stets auf Wolken wandelnder Idealist war, eine Reise. Wir fuhren von Lindau aus, wo die Familie den Sommer verbrachte, durch Süddeutschland, Elsaß-Lothringen, Rheinpfalz bis Aachen, dann durch das Industriegebiet nach Sachsen. Mit einer unendlichen Ausdauer schleifte uns der Baron durch Museen, in Kirchen, zu Denkmälern: und mir dauerte immer alles zu lang, dem guten Schulrat, der sich gern überall hinein poetisch versenkt hätte, ach, zu kurz!

Am Bahnhofe in Niederlahnstein erlebten wir eine possierliche Szene. Der gute Baron, ganz aufgehend in seiner Empörung, ein so mächtiges Monument, wie jenes Wilhelm I., am Zusammenfluß von Mosel und Rhein stehen zu sehen, befahl dem Schaffner etwas barsch, ein Coupé I. Klasse aufzumachen; dieser sagte gelassen: In der III. Klasse ist noch Platz, den Baron geringschätzend von oben ansehend, denn sein Zivil war ja ein echtes Räuberzivil, und der in einem langmächtigen Gehrock, mit einer hellen Hose und einem Strohhut gekleidete Schulrat, sah auch nicht nach I. Klasse aus. Der Baron, wütend, schrie den Schaffner an: Hier aufmachen, sofort, ich bin kaiserlicher Offizier und dieser junge Herr — auf mich deutend — ist der Sohn des Großherzogs von Toscana. Der Schaffner, der ja schon viele Schäflein in den Stall gebracht hatte, lächelte den Baron an und wiederholte, in der III. ist noch Platz, aber flink, bitte. Darauf packte der Baron den Schaffner am Arm. Dieser schleuderte seine Hand weg und im Augenblick schrieen sie sich gegenseitig an, zum Jubel des Publikums, das von allen Seiten daherströmte. Schließlich marschierten beide wutschnaubend, der Baron mehr geschoben als freiwillig, davon und verschwanden im Bureau des Stationsvorstehers. Nach langer Zeit tauchte der Baron auf, bleich im Gesicht und keines zusammenhängenden Wortes mächtig, so sehr kochte sein k. u. k. Ehrgefühl, vom k. preußischen Bureaukratismus besiegt. Denn er war belehrt worden, daß er das gewünschte Coupé vorher hätte bestellen sollen. Diese Lektion aber, die er erhalten hatte, tat mir wohl: „an diesem Tage lasen sie nicht mehr weiter“. Wir waren von seinen endlosen Vorlesungen befreit.

Abgesehen von diesem Zwischenfall verlief für den Baron, der Manager war, die Reise zu seiner Zufriedenheit. Auch hier wurde

mir eingebleut, daß sich im Grunde doch nichts mit Österreich messen könne. Diese Reise endete in Dresden, wo meine Stiefschwester Antoinette bei ihren Verwandten weilte. Ich wurde sehr freundlich vom Königspaar aufgenommen und fühlte mich in Pillnitz, wo der Hof den Sommer zubrachte, äußerst wohl.

Allerdings konnte ich dem Prinzen Georg, Bruder des Königs Albert, keinerlei Sympathien entgegenbringen. Schroff und kalt, unerbittlich streng und unduldsam in seinen Äußerungen war er mir begegnet, tadelte und dozierte unausgesetzt, so daß es mir schien, vom Regen in die Traufe geraten zu sein. Da war mir denn doch mein Baron noch lieber, den ich nun schon langsam kannte und bei dessen endlosen Reden man sich in ganz andere Gedanken versenken konnte, da er seine Fragen meist selbst beantwortete und mich der Mühe überhob, eventuelle Antworten vorzubereiten. Von der Familie des Prinzen Georg bekam ich nur Josepha, die spätere Frau des Erzherzogs Otto und Mutter Kaiser Karls, zu Gesicht, die mir durch ihre Sanftmut und ihre Gleichgültigkeit ihrem polternden Vater gegenüber, auffiel. Meine Stiefschwester war lungenleidend und nachdem sie verschiedene Kuren versucht hatte, rieten ihr die Ärzte den Winter im Süden zu verbringen. Sie begab sich zum dauernden Aufenthalte nach Cannes, nachdem sie vorher in Gries bei Bozen gewesen war. Meine Eltern waren schon vorausgefahren, im Januar reisten wir mit dem Baron und unserm geliebten Kicki über den Brenner, Verona, Mailand, Genua nach Cannes.



FERDINAND IV GROSSHERZOG VON TOSCANA

XV. Das demokratische Reiseprinzip des grossherzoglichen Vaters.

Ich hatte das Meer schon gesehen. Die Familie war in den 70er Jahren einmal in Deauville und einmal in Trouville gewesen. In Deauville hatten wir in der Villa Morny, die dem Stiefbruder Napoleons III. gehörte, gewohnt. Den Atlantischen Ozean, d. h. den Teil der Bucht von Havre, kannte ich also, aber das Mittelmeer, auf das ich von den poetisch entzückten Schilderungen unseres guten Schulrates her vorbereitet war, machte mir beim ersten Anblick in Genua an einem trüben, windstillen, kalten Tage, gar keinen Eindruck. Es hätte ebenso der Bodensee im Spätherbst sein können. Interessant war nur das fremde Volk und der Umstand, daß wir unser Inkognito ängstlich wahren sollten und darum nicht, wie in Österreich selbstverständlich, in einem reservierten Coupé reisten, sondern auch andere Sterbliche in unserer Gegenwart ertragen mußten. Und siehe da: wir wurden durch die Anwesenheit anderer nicht geschädigt, im Gegenteil, es war sehr nett, und wir erstaunten, wie reizvoll und neu uns der Verkehr mit Menschen vorkam, von denen wir weder wußten, wie sie hießen, noch was sie trieben, woher sie kamen, die auch gar keine Neugier zeigten zu wissen, welcher Herkunft wir seien. Wohl wäre es möglich gewesen auch für diese Reise die Separierung von der Öffentlichkeit durchzuführen; da aber alle Dispositionen in letzter Instanz von meinem Vater entschieden wurden, so nehme ich an, daß er wohl Grund gehabt haben wird zu wünschen, wir sollten uns einmal auch unter Fremden zurechtfinden. Wenn man bedenkt, daß die bisherige Methode die war, den Kindern schon von allem Anfang an ihren Vorrang über die übrige Menschheit beizubringen, in ihnen einen Stolz zu züchten, der in Menschen-

verachtung übergehen muß, und jedes andere Vorrecht außer dem der zufälligen Geburt verneint, so wird man wieder sehen, wie gut mein Vater daran tat, die Kinder langsam zu gewöhnen, alle Sterblichen als ihresgleichen anzusehen und sie zu zwingen, als Menschen unter Menschen zu wandeln. Es lag offenkundig in seiner Absicht, uns etwaigen Unannehmlichkeiten auszusetzen, falls es uns einfallen sollte auf Geburt oder bevorzugte Stellung zu pochen. Wir wohnten in Cannes in einem Hotel, meine Schwester in einer hübschen Villa mit Garten, nördlich der Stadt in den Olivenwäldern. Nachdem wir uns von all den aufregenden Reiseerlebnissen erholt hatten, fingen wir an uns umzusehen. Es war ja prachtvoll! Mitten im Winter die schöne warme Sonne, das blaue Meer, der Hafen mit den verschiedensten Schiffen aus aller Herren Länder, die Inseln St. Marguerite und St. Honorat, die vielen Palmen, der üppige Blumenflor, das Durcheinander auf den Straßen, Geschrei, Schmutz und Unordnung und vor allem: Ferien im Winter! Wir hatten allerdings zeitweilig zu lernen, aber die Lektionen wurden oft abgebrochen oder sie fanden überhaupt nicht statt. Dafür gab es Spazierfahrten zu Wagen längs der Küste oder Ausflüge nach den Inseln, wo man inmitten einer ganz neuen und wunderbaren Vegetation herumtollen konnte. Sogar der Baron legte seiner Rhetorik Zügel an, die österreichische Geschichte, die Daten der Regierungsantritte der Habsburger, die Taten, die von einem seiner Ahnen, einem alten Ritter, der Kaiser Max I. beigestanden hatte und Christoph der Fünfbärtige hieß, vollbracht wurden — alles war in den Hintergrund geschoben. Dafür interessierte er sich lebhaft für die französische Politik und wir brachten ihm gern alle möglichen Zeitungen, die er dann ohne aufzusehen durchlas, während wir am Ufer uns unterhielten und bis zu den Knien naß wurden. Das Donnerwetter, das sonst eingetreten wäre, blieb aus; vielleicht haben es ihm auch die balsamischen Lüfte angetan. Er ward dort im Süden ein anderer, so daß wir ihn beinahe gern hatten, obwohl wir immer fürchteten, daß er bloß die Krallen eingezogen habe.

Wir lernten unsere Vettern Caserta kennen, die von der neapolitanischen Linie der Bourbonen stammen, und unser Italienisch und Französisch wurde notgedrungen um viele Ausdrücke, die in keiner Grammatik stehen, reicher. Wir besuchten unsern Urgroßvater,

Herzog Carl II. von Parma, der in Nizza lebte — ein stattlicher Mann mit weißem Spitzbart, den er nach der Mode Napoleons III. trug — und der eine wunderbare Kollektion von Taschenuhren besaß, an denen wir uns nicht satt sehen konnten. Er war am Erblinden, ging jedoch seine Wege, als ob er ausgezeichnet sähe und hatte mit den Eltern Gespräche, die wir mit offenem Munde anhörten, denn er kannte sich in der Verwandtschaft aus wie ein genealogisches Buch. Mit meinem Vater zeichnete er im Sande Stammbäume und erläuterte die Verwandtschaftsgrade von Menschen, die vor hunderten von Jahren gelebt hatten, was unser maßloses Erstaunen nur noch verstärkte. Wir flüsterten uns allerlei Vermutungen zu, durch welche Zauberei der Urgroßvater, italienisch Bisnonno, von allen diesen Menschen genaue Kenntnis habe.

Die Geschwister meiner Mutter waren vorübergehend zu Besuch dagewesen, und mein Onkel Heinrich interessierte sich intensiv für mich und erzählte mir allerhand von seinen Reisen zur See und seiner Teilnahme am Carlistenkriege in Spanien. Insbesondere aber war ich meiner Tante Meg, der älteren Schwester meiner Mutter, anhänglich, deren Mann Don Carlos, der spanische Prätendent war, zumeist mit einer baskischen Mütze herumging und einen grausamen Zug um den Mund hatte. Mit den Cousinen war ich schon seit erster Kindheit bekannt und mit einer derselben gut Freund, da wir uns ausgezeichnet verstanden und uns vorstellten, wenn wir einmal groß wären, wollten wir heiraten. Groß sind wir allerdings geworden . . . .

Nun war ja die Saison auch bald vorbei und es ging heimwärts. Mit schwerem Herzen nahmen wir Abschied von allen unsern Spielplätzen und durften zu unserm großen Leid alle die gesammelten Steine, Hölzer und Pakete mit dürren Ästen nicht mitnehmen, an die wir unser Herz gehängt hatten. Wir grollten dem Baron ob seiner Treulosigkeit. Wie wir es gelernt hatten, mußten wir immer fragen, ob wir dies oder jenes mitnehmen und ob wir es behalten dürften. Er sagte zu allem ja; vermutlich hörte er gar nicht zu oder sinnierte über irgendein Werk nach, das er zur Ehre Österreichs schreiben wollte. Nun aber sollten wir alle unsere Kostbarkeiten zurücklassen; er war doch der Baron geblieben. Er wurde wieder er selbst, sobald wir in Ala die Grenze überschritten hatten.

Als ob neue Kräfte in ihm strömten, so stolz ging er auf dem österreichischen Perron in Ala auf und ab, nickte den Burgen zu, atmete die k. u. k. Luft mit vollen Zügen ein und verwickelte uns in ein historisches Gespräch mit ungeahnten Fußangeln und Fallen, das erst durch das erste österreichische Abendessen in Bozen sein Ende fand. Sein Patriotismus trieb wieder die üppigsten Blüten.

Noch ein zweitesmal fuhren wir im Winter nach Cannes; die Gesundheit meiner Schwester war noch schlechter geworden, wir besuchten sie nur mehr ab und zu, aber wir erfreuten uns sorglos der Sonne und der schon bekannten Plätze und sahen die Welt mit andern Augen an. Drei Jahre machen in der Kindheit viel aus, man sieht mit Verachtung und Überlegenheit den Spielen zu, in denen man früher selbst aufgegangen war. Andere Interessen tauchen auf, und meine Sehnsucht nach dem Meere hatte nur zugenommen. Es war mir aber schon gesagt worden, daß ich im selben Jahre zur Marine sollte.

Als der Frühling kam, war meine arme Schwester am Sterben. Wir wurden schleunigst nach Hause geschickt und fuhren durch den eben eröffneten Gotthardtunnel. In Zürich erfuhren wir die Todesnachricht. Wir sollten unsere teure, erst 25 Jahre alte Schwester, die wir Grouphala nannten, nur mehr durch das Fensterchen des Sarges sehen, als der Leichenzug durch Salzburg fuhr, um nach Wien zu gelangen. Mein Vater war ganz gebrochen, sein Haar und Bart waren schneeweiß geworden. War seine Tochter doch der Zusammenhang mit alledem, was er früher liebte und auf was er immerzu gehofft hatte. Sie war ihm, damals noch Erbgroßherzog, in Florenz geboren worden. Er hatte sie in das Exil mitgenommen, mit ihrem klugen Geschwätz hatte sie ihm die einsamen Jahre in Lindau erheitert und durch ihre seltene poetische Begabung und ihre idealen Bestrebungen ihn aus trüben Stunden in das Reich ihrer frühentwickelten Phantasie entführt. Mein Vater hatte die erste Frau sehr geliebt. Selig-Anna nannte er sie immer und Antoinette scheint ein Ebenbild ihrer Mutter gewesen zu sein, obwohl sie einen typischen Zug der sizilianischen Bourbons hatte. Auch wir betrauerten sie herzlich, da sie ja immer verständnisvoll auf unsere Wünsche eingegangen war und uns nie gestört hatte, wie es größere Geschwister sonst gerne tun. Es war damit auch gewissermaßen

das Band zerrissen, das meinen Vater mit Sachsen verknüpfte. Er hatte dort im Kreise seiner Schwäger viel verkehrt, meine Schwester war in Dresden ebenso zu Hause wie in Salzburg, und sie waren beide in weiten Kreisen bekannt und beliebt geworden, da sie ja heiteren Temperaments waren und in die düstere Stimmung am sächsischen Hofe Licht und Leben brachten. Der freundschaftliche Verkehr blieb aber auch nach ihrem Tode aufrecht.

XVI. Ein sonderbarer Kaiser von China und sonstige Jagderlebnisse.

König Albert kam im Frühjahr stets zu Kaiser Franz Joseph zur Hahnenbalz, mein Vater war auch ständiger Gast; es hatte sich eine gemessene Freundschaft zwischen den drei Herren entwickelt, die sich allmählich befestigte und im Laufe der Jahre durch die gemeinsame und gleiche weidmännische Art der Jagd immer fester kittete. Einstmals waren die drei Herren, früher als sie gedacht, von der Jagd zurückgekehrt und trafen sich von Neuberg, wo das kaiserliche Jagdhaus sich befand, ziemlich weit entfernt. Die Wagen waren noch nicht zur Stelle, und als ein biederes steirisches Bäuerlein vorbeifuhr, riefen sie ihn an, um mitgenommen zu werden. Er hielt auch, und die drei Gekrönten setzten sich auf. Alle drei waren in altem zunftmäßigem Jagdgewand. Nachdem sich langsam ein Gespräch entwickelt hatte, fragte mein Vater, der gerne einen harmlosen Spaß machte, für wen der Bauer seine Wagengäste halte. „Ihr seids Jager." Ja, das war richtig, meinte mein Vater, aber der Herr dort ist der Kaiser von Österreich, der andere der König von Sachsen und ich der Großherzog von Toscana. „Dann bin ich der Kaiser von China", sagte der Bauer ganz ernst, zum größten Gaudium der Insassen. In Neuberg angelangt, kam es dem Bauer wohl kurios vor, daß alles ehrerbietig grüßte, als das Wägelchen zum Jagdhaus fuhr, und als die Herren abgestiegen waren, und der Bauer Erkundigungen einzog, sah er nachträglich ein, daß sein angeborenes Mißtrauen nicht immer angebracht sei. Seine Verlegenheit soll nicht gering gewesen sein. Natürlich sprach sich dieser Scherz herum

und der verdutzte Bauer hieß von da ab nurmehr der Kaiser von China, was ihm schließlich in der Gegend eine gewisse Berühmtheit eintrug, auf die er zuguterletzt nicht wenig stolz war.

Mein Vater jagte auch im kaiserlichen Forst, dem Kobernauserwalde in der Nähe von Salzburg auf Hähne, und es war dies eine herrliche Zeit, wenn man die Erlaubnis bekam, auch einen Auerhahn zu schießen; oder sollte ich, um nichts vorzutäuschen, sagen, auf einen Auerhahn zu schießen. Bekanntermaßen sitzt der Hahn oft in dichten Wipfeln, denn es ist eine Seltenheit, daß er sich, wie man es auf Bildern sieht, ganz frei auf einem Ast exponiert. Zur Vorübung wurde in der Dämmerung nach Hellbrunn gefahren. Sorgsam waren die Patronen geladen worden, um die größere Anzahl der Schrote richtig zu dirigieren. An irgendeiner düsteren alten Fichte war ein Bündel aufgehängt und nun sollte erst das Auge lernen das Bündel von dem Knäuel der Äste zu unterscheiden. Dann wurde erprobt, ob die Treffsicherheit genügend gut sei, und endlich ging es nach Friedburg, dem kaiserlichen Jagdhause im Kobernnauser Wald. — Zauberhaft war die Nacht und das Anbrechen des Morgens, im Walde tiefe Stille, leise rauschten die mächtigen Bäume, das weiche Moos verschlang jeden Laut; man wartete auf den Hahn. Eine Eule flog knapp über dem Kopf daher, es knackte ein Ast irgendwo und zerriß die gespannte Erwartung wie ein Peitschenschlag. Im Osten begann der Himmel fahl zu werden, die Sterne leuchteten nur mehr im Zenit und im Westen. Da, urplötzlich ein Klopfen wie mit dem Knöchel auf eine hohle Holzröhre. — Der Hahn! Das Klopfen wiederholt sich, aber der Moment, wo der Hahn den „Schleifer" — ein Zischen und Fauchen — ertönen läßt, ist noch nicht da. Angewurzelt bleibt man stehen, schon weiß man in welcher Richtung er sich befindet, denn erst im Augenblick des Schleifens kann man rasch ein paar Sprünge machen, dann ist dem Hahn in der Ekstase seines Gesanges das Gehör verschlossen. Das Klopfen wird häufiger, endlich schließen sich die Klopftöne in immer rascher werdender Folge an, und das Schleifen ertönt. Man springt vor, bleibt stehen, rührt sich nicht, springt wieder an und muß oft um den Baum herumspringen, auf dem man den Hahn weiß, ehe es möglich ist, ihn zu sehen. Indessen hört das Klopfen plötzlich auf. Stille ringsumher, die Helle im Osten nimmt zu, man kann schon

die entfernteren Bäume unterscheiden, und es werden die Stimmen der Vögel wach. Die Spottdrossel fängt an ihren metallischen Ruf ertönen zu lassen, der so klingt, als wenn man mit dem Finger auf einer nassen Glasscheibe hin- und herfährt. Der Fink meldet sich, in eleganten Bogen kommt ein Specht daher, klatscht unhörbar an einen Baum und das Trommeln seines harten Schnabels ertönt. — Halt, der Hahn fängt wieder an! — Vorsichtig, mit vielen Pausen, aber schließlich kommt es doch wieder zum Schleifen. Da erblickt man ihn plötzlich durch die Bewegung der Schwingen. Noch ein Sprung, dann beim nächsten Schleifer das Gewehr angelegt, und bum! die Stille, die Ruhe, die heilige Stunde der Morgenfrühe ist jäh zerbrochen. Der Hahn purzelt herab, man stürzt hin, um ihn aufzuheben, stolz auf den Lohn weidmännischer Kunst. Die ersten Strahlen der Sonne huschen über die Baumkronen, die Vögel, die eine Weile verstummt waren, heben ihr Konzert wieder an, überall ist Leben und Bewegung. Ein Rehbock flüchtet über den Weg, mit kühnen Sprüngen setzt er über Bach und umgestürzte Baumriesen, ein Häslein sitzt anmutig am Weg und holpert schleunigst davon. Und wenn der Hahn mit Gepolter abgeritten war und wir in der Aufregung danebengeschossen hatten, was schadete es? Mit derselben Freude genießen wir die Geburt des Tages dankbar, daß es uns vergönnt ist einen Blick zu tun in die Ursprünglichkeit des Lebens, in die Gesamtheit des Alls, bescheiden erkennend, welche winzige Atome wir eingebildeten Menschenkinder sind.

XVII. In Fiume.

Bald nach der Rückkehr aus Cannes kam ein vierter Herr zu uns, als Erzieher. Es war dies der Linienschiffsleutnant, Leopold Ritter von Jedina, der später meine Erziehung allein zu leiten hatte. Einstweilen sollte er sich in Salzburg über die Gebräuche des Hauses und die leitenden Gedanken, in welche der nunmehr zum Erzieher der Söhne des Großherzogs von Toscana vorgerückte Baron, ihn einzuweihen hatte, informieren. Ferner auch im allgemeinen mit der Familie Fühlung nehmen. Unser geliebter Kicki hatte die Hofdame meiner verstorbenen Schwester geheiratet und war aus unserm Hause ausgeschieden, um wieder in den aktiven Dienst zu treten. Er bekam bald darauf ein Jägerbataillon als selbständiges Kommando. Wir sahen ihn mit Schmerz scheiden, denn es ging da unser einziges Gegengewicht gegen den Baron verloren, aber dessen neue Stellung brachte es mit sich, daß er mit uns nun weniger oft direkt verkehrte. Die andern Erzieher waren ihm subordiniert. Unser vorläufig gemeinsamer neuer Erzieher war lebhaften Temperaments und ähnlich wie Kicki voller Verständnis für die Kinderseele. Er war immerzu tätig und wenn er eine Sache angefaßt hatte, so machte er sie zu der eigenen, arbeitete rastlos und unermüdlich, um das Begonnene zu Ende zu führen. Seine Gewandtheit, sein liebenswürdiges Wesen, sein Wissen und seine Sprachenkenntnis machten ihn allen Kreisen zu einem gerne gesehenen Gast. Gleich seinem Vorgänger war er äußerst exakt und pünktlich, vergaß nie etwas, ja, sein Erinnerungsvermögen war ein ganz erstaunliches. Er lebte sich denn auch sehr rasch in die Eigentümlichkeiten unseres Hauses ein und ward von Vater und Mutter gleich hoch geschätzt. Auf sein Urteil gaben sie mehr als auf jenes des Barons.

Kurz bevor ich in die Marineakademie in Fiume, der ich als externer Zögling angehören sollte, einzurücken und dort die Aufnahmeprüfung abzulegen hatte, nahm mich mein Vater mit nach Wien, wo ich dem Kaiser meine Reverenz bezeigen wollte, um mich gewissermaßen ein Stück auf meinem neuen Lebenswege zu begleiten. Zwei Jahre vorher bin ich bereits dem Kaiser Franz Joseph vorgestellt worden. Mein Vater hatte mich bei einer gelegentlichen Reise nach Wien mitgenommen und ich erinnere mich an ein intimes Dejeuner im Schönbrunner Schloß, an dem nur die beiden Majestäten, mein Vater und ich teilnahmen. Es war ein besonders heißer Tag, wir speisten bei heruntergelassenen Jalousien, was die Ungewöhnlichkeit der Stunde in den Augen eines Dreizehnjährigen noch erhöhte. Das matte Dämmerlicht des prunkvollen Gemachs, die mir bis dahin noch unbekannte Üppigkeit und Mannigfaltigkeit der Gerichte, die tiefe Ehrerbietung, die mich angesichts der hohen Herrschaften erfüllte, alles dies steigerte das Erlebnis zu einem traumhaften Phantasiegebilde. Den stärksten Eindruck empfing ich von der Erscheinung der Kaiserin Elisabeth. Ihre hohe Gestalt in schwarzem geschlossenen Kleide, auf dem als einziger Schmuck eine schwere Jettkette zu sehen war, das blasse Gesicht gaben ihrem Äußeren etwas Ätherisches. Dazu kam noch, daß sie kein Wort sprach, sämtliche Speisen an sich vorübergehen ließ und nur Erdbeeren mit Schlagsahne aß. Mir erschien sie damals nicht wie ein Wesen von Fleisch und Blut, sondern wie eine Wirklichkeit gewordene Märchengestalt.

Diesmal nun verlief der Empfang beim Kaiser in üblichen Formen und trug, bedingt durch das Freundschaftsverhältnis Franz Josephs zu meinem Vater, einen ungezwungeneren Charakter, als es sonst bei solchen Gelegenheiten üblich war. Nur dunkel erinnere ich mich daran, denn ich hatte zu der Zeit mehr Sinn und Interesse für die gerade in Wien eröffnete elektrische Ausstellung, die mein Denken und Trachten vollständig absorbierte.

Ich war damals noch nicht 15 Jahre alt, und das bisher streng geregelte Leben ohne viel Abwechselung sollte nun ein Ende haben und einer ganz anderen Lebensweise Platz machen. Naturgemäß war ich äußerst gespannt auf meine Zukunft. Der Schiffsleutnant Jedina blieb zu meinem großen Erstaunen in Salzburg und übernahm

meine Brüder, während Schauenstein, der inzwischen Hauptmann geworden war, mich nach Fiume führte. Wir kamen spät abends an und logierten im Hotel de la Ville, nahe am Bahnhof, etwa 1 km von der Akademie entfernt. Mein Vater hatte dort den zweiten Stock gemietet, der mit allen meinen Habseligkeiten und einer Anzahl neuer Möbel eingerichtet war. Ich bekam einen Kammerdiener und einen Lakai, die Küchen- und Hausarbeit besorgte ein Ehepaar, welches schon in Salzburg in unseren Diensten gestanden hatte. Jetzt noch gedenke ich mit Wehmut der guten Sachen, welche die Köchin Fanny zuzubereiten verstand. Wiener Küche mit französischem Einschlag — genügt das? Mitten in der ersten Nacht wurde ich durch eine Militärmusik geweckt und stürzte ans Fenster. Es war das Fiumer Hausregiment Jellacic Nr. 79, das mit dem Marsch „O du mein Österreich" von den Manövern einrückte. Tags darauf kam auch der Baron nach und ich ging mit beiden in die Akademie, wo ich dem Kommandanten, allen Offizieren und Professoren vorgestellt wurde. Der Baron schwang eine begeisterte Rede, die die übliche Zeit dauerte. In den folgenden Tagen wurde ich geprüft und geistig tauglich befunden, und trat dann in meinen Jahrgang ein. Wir waren unser 18, die sich gegenseitig mit großem Mißtrauen betrachteten; alle hatten das Bordhemd an, während für mich nur eine Parademontur fertig war. Ich kam mir also fremd vor, wurde deshalb auch gleich gehänselt und lernte schnell jugendliche Lynchjustiz kennen. Auf den Wunsch meines Vaters wurde ich von den Vorgesetzten und den Kameraden mit „Sie" und „Erzherzog" angesprochen, ohne weitere Titulatur, wie es ja schon zu Hause Gebrauch gewesen war. Nach und nach lernte ich meine Kameraden sowohl meines Jahrganges, als jene der drei älteren Jahrgänge kennen, aber erst, als ich gleich den andern mein Bordhemd anhatte, sahen sie mich für voll an und würdigten mich ihres Vertrauens. Bis dahin kam ich mir wie ein Karpfen im Hechtteich vor.

Das Schuljahr begann im Oktober und dauerte bis Ende Juni. In erster Linie stand die exakte Wissenschaft — also Mathematik, die im weiteren Verlaufe des vierjährigen Kursus auf ebene und sphärische Trigonometrie und Nautik, sowie höhere Mathematik ausgedehnt wurde. Von Sprachen waren nach Wahl entweder französisch oder englisch eingeführt, obligat jedoch kroatisch und

italienisch, als jene beiden Sprachen, in denen mit der Mannschaft verkehrt wurde. Da diese jedoch erst in den beiden höheren Jahrgängen grammatikalisch gelehrt wurden, hatte man sich inzwischen ein ziemlich umfangreiches Vokabularium der gebräuchlichsten Worte angeeignet: das Lokalitalienisch war jedoch ein Dialekt, der an der Küste gesprochen wurde, ein Gemisch aus dem Venezianischen und Friaulischen, jedem Toscaner ein Greuel, wie ich mich auch zu meinem Schrecken überzeugte, als ich stolz mit diesem Kauderwelsch meinem Vater beim ersten Urlaub aufwartete. Er stand bloß auf und wies mit dem Finger zur Türe. Die Professoren waren zum Teil in der Akademie erbangesessen und haben sich — wie das ja überall ist — unwillkürlich zu Originalen ausgebildet; zum Teil Seeoffiziere, die zur Dienstleistung kommandiert waren, einem Jahrgang als Klassenoffiziere vorstanden und ein Fach zum Unterricht übernommen hatten. Unser Klassenoffizier, Schiffsleutnant Hermann, blieb mit seinem Jahrgang vier Jahre in Fiume, machte nach der Ausmusterung die Reise der Kadetten mit und seine Kommandierung endete bei der Rückkehr von diesem ersten großen Fluge in die Welt. Alljährlich im Sommer kam ein Schulschiff, zumeist eine Korvette: nach Abschluß der Prüfungen, Ende Juni, wurde der erste Jahrgang eingeschifft, um eine Kreuzung in der Adria vorzunehmen und praktisch das Segel-, Boots- und Artilleriemanöver zu lernen, sowie in den Borddienst eingeweiht zu werden, während der zweite und dritte Jahrgang beurlaubt wurden. Ende Juli kam das Schulschiff zurück, und nun ging der erste Jahrgang auf Urlaub. Der zweite und dritte kam dann an die Reihe, um eine sechswöchige Reise — zumeist ins Mittelmeer — zu unternehmen. Am 15. September kehrte alles nach Fiume zurück, der Unterricht begann wieder. Es waren diese Reisen für die Jugend eine lange sehnlichst herbeigewünschte Erholung. Wohl war unser Dienst an Bord an den allgemeinen Borddienst angepaßt; die Zöglinge bedienten den Kreuzmast (den rückwärtigsten), der bei den alten Korvetten ebenfalls vollgetakelt war, jedoch nur zur Zeit des täglichen Morgen- und Abendmanövers. Fleißig wurde das Ruder- und Segelexerzieren in Booten geübt, so daß man bald eine ziemliche Sicherheit erhielt, unter allen Umständen auch bei schwerem Wetter mit Booten zu manöverieren. Ich hatte an Bord eine Kabine, neben mir der Schiffsleutnant Jedina,

während meine Kameraden in Hängematten in der Batterie schliefen. Darum aber gab es keinerlei Verstimmung. Sie verstanden wohl, daß ich nebenbei auch repräsentieren müsse, und daß dafür ein entsprechender Raum für mich vorhanden sein sollte. In Fiume schenkte mir mein Vater ein 1-t-Segelboot, das nach meiner Mutter „Alix" getauft wurde, und in dem ich an den Sonntagsnachmittagen mit Jedina kleinere Segelfahrten unternahm, die immer sehr angeregt verliefen, weil die Küste in unzählige kleine Buchten zerschnitten ist. Abbazzia bestand damals aus der Villa Angiolina mit dem Park. Erst später wurde von der Südbahngesellschaft ein Modebad daraus gemacht, das den idyllischen Charakter dieses lieblichen Fleckchens Erde ganz zerstörte.

Die erste Sommerreise war auf der Korvette Saida und ging nach Dalmatien. Wunderbar der Zauber, den ein Segelschiff überhaupt ausübt. Die ruhigen Bewegungen, die gleichmäßige Neigung bei stetigem Winde, das Rauschen der Bugwelle, das Sausen im Takelwerk und der ewige Wechsel von Wolken und Beleuchtungseffekten, die das Wasser bald ultramarinblau, bald grünlich, braun oder bleigrau erscheinen ließen, das gespannte Erwarten einer Bö, die man ja schon von weitem am Wasser daherkommen sieht.... Auge und Ohr empfangen stets neue Eindrücke, die sich allmählich zu Erfahrungen summieren, aus denen dann ganz automatisch die richtigen Maßnahmen hervorgehen. Für Laien erstaunlich, wie man voraussagen könne, wann eine Bö erscheinen würde, von welcher Richtung und Stärke sie sei und welche Segel evtl. weggenommen werden müßten, und wie alles haarscharf klappt; im Augenblick, wo die Bö heransauste, waren auch die oberen Segel eben schon geborgen. Keine Minute zu früh, aber auch keine Sekunde zu spät. Während dieser Reise lernten wir gleichfalls uns daran zu gewöhnen, auch bei Nacht zu sehen, wenn unsicheres Mondlicht die vielen kahlen Inseln, Inselchen und Felseneilande der dalmatinischen Küste verschwommen, bald näher, bald ferner erscheinen ließ. Man lernte die Leuchtfeuer und deren Sichtbarkeitsbereich, sowie ihr verschiedenartiges Blinken kennen. Man orientierte sich durch fleißiges Studium der Karten über das ganze Küstengebiet und durch das Kreuzen unter Segel wurde man mit lokalen und allgemeinen Strömungen vertraut — alles wichtige Dinge, die der Schiffahrt Wohl

und Wehe bedeuten. Die Insel Lissa wurde besucht; ihr Name ist mit jener Tegetthoffs aufs innigste verbunden, und wir wußten von allen Phasen jener entscheidenden Seeschlacht vom 20. Juli 1866 und der kühnen Initiative des Admirals, dessen damaliger Personaladjutant Freiherr von Minutillo später mein Kammervorsteher werden sollte; um so interessanter war es in den Gewässern um diese Inselgruppe zu kreuzen. Lissa stellt eine Etappe zwischen Triest und Cattaro auf; sie liegt zum Unterschiede von den sie umgebenden Inseln, die langgestreckt den Typus der versunkenen Küste mit tief eingeschnittenen Fjorden darstellen, breit und massig vorgeschoben. Einige Palmen gedeihen dort; ihr welliger Rücken ist verkarstet und spärliche dürre Kräuter werden von den Schafen begierig gesucht. Auf dem Monte Hum, der höchsten Wölbung der Insel, hat man ein prachtvolles Panorama, im Nordosten die mächtige Gebirgskette des Velebit, der gegen Südosten in die Berge der Herzegowina und der Krivoscie übergeht. Der Lovćen mit seiner Doppelspitze ist das Wahrzeichen der äußersten Südspitze meines geliebten Landes.

Vorgelagert das Gewirr von Inseln und Inselchen, alle kahl, alle mit dem typischen weißen Strich, der bezeichnen soll, wie weit die Brandung den Felsen erreicht, hier und da ein Dorf, grell in der Sonne blitzend; auf der anderen Hälfte der Rundsicht das Meer, majestätisch, wuchtig, stark in seiner Fülle und Gewalt, bereit zum Ausholen und Zerschmettern, dräuend und lockend zugleich; vom Horizont kommen die Wellenzüge heran, ebenmäßig, unablässig, unerschöpflich. So rollen sie seit jeher, so werden sie rollen, wenn fernste Geschlechter schon lange vermodert sind. Der Atem des Alls. Wir besuchten von Trau aus die Gräberstadt Salona und bewunderten in Spalato den Palast des Diokletian, der in seiner Heimat ein solch ungeheueres Gebäude aufrichtete, welches Zeugnis ablegen sollte von seiner Machtfülle. Ragusa wurde angelaufen, die geheimnisvollen Omblaquellen besucht, wo ein Fluß aus dem steilen Felsen unter See hervorquillt und nach wenigen Kilometern Lauf sich ins Meer verliert, denn infolge des niedrigen Wasserstandes ist das breite Bassin bei seinem Hervorquellen schon brackig. Ein herrlicher Punkt sind die vielhundertjährigen Platanen von Osnosa, wohin von Gravosa ein idyllisch-schattiger Weg führt, ganz bedeckt von üppiger Vege-

tation. Die Insel Lacroma, früher Besitz des Kronprinzen Rudolf, ist ein botanischer Garten der Mittelmeerflora an sich. Ursprünglich ohne Pflege, ohne wissentlichen Anbau, gedeihen dort alle Pflanzen, die den Typus der mediteranen Flora darstellen. Dichte Palmengruppen, urwaldartige Parzellen von Korkeiche und Olive, undurchdringliche Macchia bedeckt den Boden dieses kleinen Paradieses. Geschützt gegen die heftige Bora, durch die steilen Abstürze der Berge des Festlandes, den lauen Südwestwinden offen. Das interessanteste an der ganzen Küste sind jedoch die Bocche di Cattaro, ebenfalls ein Fjordtal. Man braucht nicht nach Norwegen zu reisen, um den gewaltigen Eindruck der 1000 m senkrecht ins Meer stürzenden glatten Wände zu bewundern und der zwischen ihnen, auf einem winzigen Fleck zusammengedrängten lieblichen Orte und Dörfer, die am Ufer lagern, inmitten dichtester Vegetation. Die Enge der Einfahrt bei Punta d'Ostro und der schmale Kanal von Perzagno und Lepetane, lassen immer wieder großartigere Panoramen aufrollen. Mächtig türmen sich die Massen der Berge übereinander, kahlen Hauptes, umbraust von eisigen Winden stehen diese Riesen da, unvermittelt aus dem Meere emporsteigend, unwirtlich, ungastlich. Im hintersten Winkel liegt das Städtchen Cattaro auf einem schmalen Streifen ebenen Bodens, angelehnt an die steile, oft überhängende Mauer schwarzen Gesteins; wie eine grauweiße Schlange zieht sich in unzähligen Serpentinen die von österreichischen Ingenieuren gebaute Straße nach Montenegro. Alles, was an Kommunikation in dieser Steinwildnis geschaffen wurde, hat österreichisches Genie und Ausdauer geleistet. Jeder Montenegriner reitet stolz auf Straßen, die ihm der Feind gebaut hat.

Nur allzu kurz erschien uns diese Reise, wir waren aus der Adria nicht hinausgekommen. Im Sommer sind die Windverhältnisse in diesem relativ eingeengten Golf ungünstig für ein rasches Fortkommen unter Segel. So waren wir wieder in Fiume angelangt und zerstreuten uns nach allen Weltgegenden.

XVIII. Auf Ferien im Salzburgischen.

In diesem Jahre verbrachte meine Familie den Sommer in Langreith und ich hatte da die Gelegenheit, meinen ersten Rehbock zu schießen und im Kreise meiner Geschwister, mit den unvermeidlichen Gemsledernen und in schweren Bergschuhen, bewaffnet mit dem längsten Bergstock, den wir finden konnten, im Walde herumzuschweifen, die steilen Hänge hinanzuklettern und uns als treffliche Bergsteiger und alterprobte Jäger zu fühlen. Eine besonders beliebte Unterhaltung war das Triften. Im Gebirge wird das Holz im Winter geschlagen, teils auf Schlitten in die Ebene hinuntergebracht, teils bleibt es liegen, wird im Frühjahr entrindet und dann geflößt. Dies geschieht in der Weise, daß ein Bach durch einen Holzdamm, der mit Steinen verstärkt ist, gestaut wird. Eine Falltür bewirkt das plötzliche Herauslassen des Wassers, das dann in wildem Strom alle Hölzer mitnimmt, die unterhalb der „Klausen" im trokkenen Bett zusammengerollt worden waren. So sind, den ganzen Lauf des Baches, oft auch mehrerer Seitenbäche entlang, solche Klausen angebracht, die, von einem Forstbeamten beaufsichtigt, ihre Tätigkeit alle an einem vorher bestimmten Tage aufnehmen. Es sammelt sich schließlich in dem Stauweiher der letzten Klause eine große Menge Wassers und ebenso eine Unzahl Stämme, die „Bloche" genannt werden, an, und wenn diese Klause geöffnet wird, strömt das gesamte Wasser mit den Blochen heraus. Infolge der Reibung am Untergrund und des teilweisen Versickerns steht die heranbrausende Wassermasse wie eine mächtige lebendige Mauer oft mehr als einen Meter hoch. Nun war der Hauptspaß, inmitten des trockenen Flußbettes mit dem

Rücken gegen das herankommende Wasser auf irgendeinem großen Steinblock zu sitzen und die Zeit so genau zu bemessen, daß man gerade noch das Ufer erreichen, oder im anderen Falle aufspringen und vorauslaufen konnte, ehe einen der Wasserberg erwischte. Dann wieder half man vom Ufer aus die Bloche mit dem Bergstock in die Flußlinie zu bringen, meistenteils arbeitete man so lange, bis man total naß war. So eine Trifterei war ja bald vorbei; wenn man aber an einer der oberen Klausen begonnen hatte, konnte man den ganzen Nachmittag damit verbringen.

Mein Vater hatte im Bereiche seiner Jagd noch zwei Jagdhäuser, die aber bedeutend kleiner waren, adaptiert. Eines lag im Aubachtal und hieß Unterwand, sehr bezeichnend, weil es knapp unter einer etliche hundert Meter hohen, sehr steilen und glatten Wand des Egelseehornes lag. Es war ein Blockhaus von vier Räumen, die äußerst gemütlich und heimlich, aber spartanisch einfach eingerichtet waren. Dazu eine Jägerhütte, wo die Jäger hausten und eine Küche mit Gesindekammer, die abseits auf einer kleinen steilen ehemaligen Alpenmatte mitten im Hochwalde, am Zusammenfluß zweier steiler Trogtäler des Aubaches und des Ackersbaches lagen. Dort wurde im Herbst auf Hirsche, im Winter auf Gemsen gejagt, und erforderte dies eine kräftige Konstitution, Ausdauer und gute Lungen. Um die Birschplätze zu erreichen, waren immerhin Niveauunterschiede von über 800 m zu bewältigen. Auf einfachen Steigen, oft ohne jeden irgendwie sichtbaren Weg. Der Aubach hatte sich im weichen Gestein eine tiefe enge Klamm ausgesägt, in der das Wasser wie in einem Kessel brodelte. Mein Vater ließ einen gut gangbaren Weg zu dem im selben Tale etwa 400 m höher gelegenen Jagdhaus Limbach anlegen, der dann mir zu Ehren Leopoldsteig hieß, aber bald diesen Namen verlor, weil an seiner Stelle vom Forstärar eine Fahrstraße angelegt wurde. Es war ein romantisches Stück meiner geliebten alten Salzburger Erde. Überall ragten die Talhänge steil empor, bis hinauf mit alten Fichtenbeständen, abwechselnd mit Schutthalden und schmalen Alpenblößen bedeckt. Wild gab es genug, so daß man — allerdings meistenteils bei einem unbewaffneten informatorischen Spaziergang — Hirsche und Gemsen gewahren konnte. Auch hier ging alles am Schnürl, und es war ein wahres Vergnügen, zu sehen, mit welchem weidmännischen Verständnis die Jagden geleitet waren.

Das Leben im Jagdhaus war immer sehr angenehm. Mein Vater taute auf, wenn kongeniale Gäste zugegen waren; es hatten ja nur immer vier Platz. Zwei Fremdenzimmer und meines Vaters Zimmer mündeten in den gemeinsamen Raum, wo an einem derben Holztisch auf ebensolchen Bänken gegessen wurde. Man war in Hemdärmeln und Pantoffeln, ein kleiner eiserner Ofen spuckte und knackte, eine alte Lampe hing über dem Tisch, an der Wand eine Kuckucksuhr, die ganz heiser war und erst lange rasselte, bevor der Kuckuck herauskam, sich verbeugte, „Kuckuck" schrie, mit Blitzesschnelle verschwand und die Tür zuklappte. An der Wand hingen ausgestopft ein Alpenhase und ein Schneehuhn, die mein Vater geschossen hatte. Vor dem Hause unter dem breiten Dache eine Bank, ein kleiner freier Platz, nach abwärts zu eine Stützmauer und sechs Ebereschenbäume davor. Das war auch der Platz, wo man sich beim nächtlichen Aufstehen im Freien duschte, kühl, aber aufweckend. Gewöhnlich ging man gegen 2 Uhr morgens weg, vorher gab es Frühstück, wie sonst immer zu Hause. Die nötige Wegzehrung nahm man im Rucksack mit. Ein Jäger begleitete einen, und das Revier, die Zahl der zu erlegenden Stücke, Stärke und Gattung waren genau vorgeschrieben. Man kam manchmal vormittags heim, dann hatte man teil am Mittagessen, das Fanni ausgezeichnet kochte, und schlief eventuell noch vor dem Essen; oder man kam erst abends heim, wenn St. Hubertus einem übel wollte. Jedenfalls aber war man um 8 Uhr zu Bett, oft galt es schon Mitternacht wieder aufzustehen, denn mitunter hatte man 4—5 Stunden bis ins angewiesene Revier zu gehen, und dies mußte mit der nötigen Vorsicht geschehen, um in dazwischenliegenden Revieren das Wild nicht zu beunruhigen. Es war eine herrliche Zeit, wenn man so im Herbst nach langem, langsamem Steigen auf die Höhe kam, und sich einem plötzlich die weite Fernsicht auf die Kalkalpen auftat, die Spitzen in Sonnengold gebadet, die vielen Seen im Dunkel des Morgens wie schlafend daliegend, weit, weit sah man in die Ebene hinaus und es kam einem Matthäus I,9 in den Sinn: „haec omnia tibi dabo, si cadens adoraberis me." Insbesondere aber war es ein wunderbares Gefühl, wenn man im Winter auf einer Höhe in der reinen klaren Luft in Hemdsärmeln sitzen konnte und die Sonne warm und ergiebig einen beschien, unten im Tal die Nebel sich ballten und übereinanderschoben; es

fröstelte einen schon bei dem Gedanken, bald wieder in Nacht und Winter herabzusteigen. — Ganz anders war das Jagdhaus in Limbach. Es lag an einer breiten Wiese im Hochtal, rings umgeben von parkartigem Hochwald, und nur mehr wenige hundert Meter ragten die mit Erlengestrüpp und Alpweide bedeckten Höhen empor. Man hatte beinahe überall hin eben zu gehen, und im August waren die Flächen weit und breit mit Alpenrosen übersät, so daß man wie in einen Teppich in die roten Blüten einsank. Da und dort eine Alpe mit dem mächtigen, tief herabreichenden Holz- und Schindeldach, darunter von Hand des Burschen — wie es die Sitte ist — liebevoll gespaltenes und sauber aufgestapeltes Brennholz. Überall verstreut die grasenden Kühe, jede mit einer anders gestimmten Glocke; ein einsamer Raubvogel hoch oben im Äther, unentwegt und mit mathematischer Genauigkeit seine Kreise ziehend, um urplötzlich mit heiserem Schrei wie ein Pfeil ins Tal hinabzuschießen. Die Ruhe und Stille der Natur taten einem wohl, der weite Blick, der Vertrautes auffand, da eine Höhe, die man einst mühsam erklettert, dort eine steile Lahn, auf der man frierend gesessen hatte, oder wieder ein alter Baumriese, unter dessen weitausladenden Ästen man vor Regen und Sturm geborgen gewesen war. Limbach selber war sozusagen modern eingerichtet. Vorzugsweise jagte da meine Mutter, die viel Jagdeifer und Verständnis besaß, eine tapfere und ausdauernde Jägerin war. Es war das Jagdhaus durch einen Längsgang geteilt und wies sieben Zimmer auf, die ebenso ähnlich, einfach, wie das Haus in Langreith möbliert waren. Wenn meine Mutter zur Hirschbrunft, anfangs Oktober, dort eintraf, war zumeist ein Franziskanerpater mit, der täglich, oft morgens um 4 Uhr, die Messe las, da meine Mutter zeitig pirschen ging. Sonntags wurde nicht gejagt. Bei gutem Wetter war vormittags die Messe im Freien — es kamen Almerinnen, Jäger und alle sonstigen zufällig unterwegs befindlichen Wanderer hinzu. Es war feierlich, im Angesicht der herrlichen Natur dem Gottesdienste beizuwohnen. Ernst und andächtig beugten sich die grauen Köpfe der Jäger, die der Almerinnen, mit den kunstvoll geflochtenen und von grellen Bändern durchzogenen Zöpfen. In der klaren Luft flackerten die Kerzen, hell ertönte die Klingel und im Angesichte Gottes vollzog sich das geheiligte Symbol. — Wenn dann der Abtrieb von der Alm vor sich gegangen war,

herrschte absolute Stille in den breiten Hochtälern, die Natur bereitete sich zum Winterschlaf vor. Frost beschlug den Bach, Reif kleidete alle Büsche, Gräser und Pflanzen in sein hartes Gewand; kaum noch, daß die Sonne des Mittags die Fesseln löste. Es war Zeit zum Abschiednehmen von der Welt da oben.



JOHANN ORTH

mit seiner Schiffsbemannung vor seiner Ausreise nach Südamerika

XIX. Die Familie Johann Orth's.

Der Anfang des neuen Schuljahres gestaltete sich einfacher und leichter, als man es sich gedacht hatte. Rasch war man wieder eingewöhnt und schon der Umstand, daß man nun einen jüngeren Jahrgang unter sich hatte, wirkte belebend auf das Selbstbewußtsein. Ich hatte zudem die Annehmlichkeit, an den Sonntagsnachmittagen Verwandte zu besuchen, die den Winter im Süden verbrachten.

Meine Großmutter, Großherzogin Witwe Maria Antonia von Toscana, Mutter meines Vaters, eine äußerst lebhafte und lustige Frau, hatte in Volosca in der Nähe von Abbazzia eine Villa gemietet, und ich besuchte sie öfters. Da sie vier Enkel hatte, die alle Leopold hießen, so nannte sie mich zum Unterschied Leopoldone, d. h. der große Leopold, wohl wahrscheinlich darum, weil ich ihres ältesten Sohnes Ältester war. Sie sprach fast gar kein Deutsch, sondern ein altertümliches Französisch voll eigenartiger Redewendungen, dafür aber als Neapolitanerin ihre Muttersprache mit einer solchen unheimlichen Geschwindigkeit und in so ausgesprochenem Dialekt, daß es manchmal nicht möglich war, ihr zu folgen. Sonst verbrachte sie den Sommer in ihrer Villa Toscana bei Gmunden, neben dem Schloß Orth ihres Sohnes Johann. Die Villa war echt italienisch, kühl, kahl, für nordischen Gebrauch fast unbewohnbar, mit dem Überfluß an Fenstern und einer großen Mittelhalle. Doch war die Einrichtung im einzelnen wunderhübsch und paßte so gut zu der lebhaften Frau mit der griechischen Nase und dem weißen Haar in der Witwenhaube. Stets hatte sie einen Schal um die Schultern gelegt, von dem sie sich nie trennte. Alljährlich fuhr sie nach Rom, um am Grabe des Großvaters zu beten und den Papst zu besuchen, den sie, abgesehen von seiner Stellung als Haupt

der katholischen Christenheit, als primus inter pares der depossedierten Monarchen betrachtete. Den Quirinal ignorierte sie vollständig. Sie lebte höchst einfach und ihre Mahlzeiten hätten kaum einem Vögelchen genügt. In Volosca machte sie ihre täglichen Spazierfahrten mit ihrer Hofdame und kam wohl dann und wann nach Fiume.

Mein Onkel Johann — in unserer engeren Familie Onkel Schani genannt — war oft bei seiner Mutter, und hier war es auch, wo ich ihn näher kennen lernte. Er hatte ein weiches Gemüt und trotzdem er rechthaberisch war und an seinen Ansichten und Meinungen zähe festhielt, scheinbar streng und unparteiisch sein wollte, erkannte man gleich, daß es nur Maske war, oder — wollen wir sagen — ein Panzer, der ihn wappnete. Er hatte vielerlei Interessen und griff jede ihn anregende Sache rasch auf, um ihr auf den Grund zu kommen; sobald er sie gemeistert hatte, verlor sie für ihn alles Interesse, er ließ sie liegen; er hatte nicht die genügende Intensität, um eine einmal angefangene Sache weiter auszuspinnen oder neue Möglichkeiten der Weiterführung zu kombinieren. — Ein lieber Gesellschafter und witziger, oft kaustischer Erzähler und Kritiker, belebte er jedes Beisammensein sogleich und wußte die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken; er war außerordentlich belesen und hatte besonderes Verständnis für mittelalterliche Kunst; allerdings beschäftigte ihn die militärische Ausbildung seiner Untergebenen vor allem, darüber aber sprach er sich im Familienkreise nie aus; das Waldhorn blies er als Dilettant mit auffallendem Gefühl; ich werde nie vergessen, wie einstmals in Lindau zum großen Ärger meines Vaters, der solche Überraschungen nicht gerne hatte, abends im Garten das Lied des Trompeter von Säkkingen erscholl. Damals, es wird 89 gewesen sein, interessierte er sich lebhaft für Navigation, und wurde nicht müde, mich über allerlei Dinge auszufragen, die eine erstaunliche Gründlichkeit und Methode voraussetzten. Wir segelten auf dem Bodensee öfter mitsammen, und bei solchen Gelegenheiten taute er mir gegenüber auf; ich erfuhr da allerlei kleine Züge, die mir später ein Bild gaben, wie er sich bemüht hatte, sein System der Erziehung im Heere durchzusetzen, wie dies aber an dem eingefleischten Bureaukratismus, am Starrsinn des Kaisers, auf den er nicht gut zu sprechen war, sowie am Byzanti-

nismus seiner Umgebung scheiterte; daß er die unfruchtbare Mühe und Arbeit satt hatte, konnte Einsichtige nicht wundernehmen. Er wollte von der ganzen Sache nichts mehr wissen, für sich leben, als Privatmann, seinem Drange, die Welt zu sehen, nachgehen und ein ganz neues Leben anfangen, das mit dem bisherigen in gar keinem Zusammenhang stehen sollte. Über das Wie war er sich noch nicht klar, aber er hatte den Willen und das allein sagte mir, daß er seinen Plan durchsetzen werde. Von seinen privaten Angelegenheiten aber sprach er nie. Er lenkte auch jedes darauf hinzielende Gespräch geschickt in andere Bahnen. Wohl merkte ich an der Großmutter, die an diesem Sohne mit ganz besonderer Liebe hing, daß sie sich um ihn schwere Sorgen mache — als fromme Frau hauptsächlich seines Seelenheiles wegen; er zog diese mütterlichen Ermahnungen gerne ins Scherzhafte und beruhigte sie damit.

Doch ihr feiner mütterlicher Instinkt hat wohl vorausgeahnt, daß ihr dieser Lieblingssohn entschwinden würde. Eines Tages kam der Brief aus Zürich, in welchem er der Mutter schrieb, daß er in die, ihm durch seine erzherzogliche Würde lästig gewordene, Heimat nie mehr zurückkehren wolle. Die verzweifelte Mutter trug es um so schwerer, als ihre Hoffnungen auf ein Wiedersehen durch den geheimnisvollen Untergang des ebenso kühnen als unerfahrenen Seemannes, völlig zunichte wurden. Als abergläubische Neapolitanerin ließ sie sich durch das Märchen trösten, daß ihr Sohn Johann noch irgendwo am Leben sei.

Im Charakter, besonders aber in der Sprache, war sein Bruder Ludwig ihm sehr ähnlich, nur, daß er praktisch veranlagt war. Ludwig kümmerte sich wenig um seine Familie. Wenn es sein mußte, kam er nach Wien, wo er ständig seine Uniform aufbewahrt hielt, zu der er aber gar nicht paßte, und die ihn in eine äußerst reizbare Stimmung versetzte. War er doch das legère Leben des Sich-gehenlassens in jeder Beziehung gewohnt, das die zwanglose Lebensweise an Bord seiner Yacht „Nixe", während unzähliger Reisen und in Miramar, seiner Besitzung auf der Insel Mallorca, erlaubte. Er hatte dort ein einfaches Landhaus erbaut und sich eine Art Harem angelegt. Wie ein alter Patriarch hauste er da mit seinen vielen Frauen und unzähligen Kindern, die halb nackt herumliefen und zur Mittagszeit durch ein Pfeifensignal, das er selbst anzugeben pflegte, zum

gemeinsamen Mahle herbeigerufen wurden. Für die umliegende Landbevölkerung, in deren Adern das Blut der verwegenen arabischen Korsaren, der Spanier und der Provençalen kreiste, war er das geistige Oberhaupt, zu dem sie in den verschiedensten Angelegenheiten sich Rat holen kamen, um so mehr als er das eigentümliche Idiom dieser Insel vollständig beherrschte.

Trotz der Nachlässigkeit in seinem Äußeren, die seine von Natur aus unvorteilhafte Erscheinung noch betonte, war er von unheimlicher Pünktlichkeit. Wenn bei einer der festlichen Gelegenheiten eine Zusammenkunft, sagen wir für 6 Uhr fixiert war, so konnte man, wenn sich um 5.55 Uhr die Flügeltüren öffneten, unfehlbar sicher sein, daß es Onkel Ludwig war, der hereinkam — nonchalant, liebenswürdig, reserviert. Er begrüßte alle und zog sich alsbald in eine Fensternische zurück, wo er dann unbeweglich auf den Hof hinabblicken konnte. Vermutlich waren seine Gedanken auf hoher See, die ihm angenehmer war, als das spiegelnde Parkett der Hofburg und der ganze höfische Krimskrams. Die beiden Ohme werden wohl bei meinem, für mein Leben so bedeutsamen Entschlusse des Austritts aus der Familie, Pate gestanden haben.

XX. Das babylonische Sprachenwirrwarr rings um Fiume.

Das hoch über der reißenden Fiumara gelegene Kloster Trsat mit der Wallfahrtskirche, schon auf kroatischem Boden, war ein von der ganzen Umgebung viel besuchter Ort.

Es war die Mutter Gottes von Trsat, die Beschützerin der Seeleute der kroatischen Küste, und die Kirche war buchstäblich vollgehängt mit Bildern, die die Errettung aus Seenot darstellten und weit über ein Jahrhundert zurückreichten; für mich eine unerschöpfliche Quelle des Interesses, alle die Schiffe in allerlei höchst gefährlichen Lagen zu studieren. Fiume selbst, nebst einem schmalen Streifen Landes war ungarischer Boden, die Bevölkerung der Stadt italienisch, die der Umgebung kroatisch, die Staatsbeamten Stockungarn, die Militärbehörden österreichisch[1]), die Stadtverwaltung pointiert italienisch. Es läßt sich denken, daß es da unausgesetzte Reibungen gab, die nur durch das kluge versöhnliche Verhalten des damaligen Gouverneurs Grafen Zichy nicht zu groben Exzessen ausarteten. Überall an der ganzen Küste herrschten ähnliche Verhältnisse. Seit der Venezianerzeit blieb die Intelligenz italienisch oder strebte zu Italien. Handel und Seeschiffahrt waren immer in italienischen Händen, während der Bauer und Fischer Kroaten sind. Beim Hafenamt in Fiume war ein alter Hofrat, der von seinem Amte wenig verstand, ,ein richtiger liebenswürdiger Magyarember mit gewichstem Schnurrbart, der sehr schlecht deutsch sprach. Ich hatte auf Wunsch meines Vaters die Verpflichtung, die Spitzen der Behörden von Zeit zu Zeit einzuladen, und bei so einem Diner kam die Sprache auf einen Tender des Hafenamtes, der Bátor hieß (der

---

[1]) die Honved ungarisch.

Tapfere). Er hatte Segelschiffe ein- und auszuschleppen, manchmal bis zum Ausgange des Quarnero, und es fragte sich, ob da viel Kohlen verbraucht werden. Da ließ sich der Hofrat Zajk hören: „Ober bitte, wenn Bátor hot Préssion, braucht kajne Kohlen." Jedenfalls ist die Ansicht über den Dampfdruck interessant. Aber das ist nur ein Beispiel. Übrigens waren die Herren alle bemüht sich in das ihnen fremde Ressort einzugewöhnen; sie hatten es nicht leicht, weil ihre Unterbeamten meist Städter, also Italiener, und die Arbeiter Kroaten waren. Die offizielle Umgangssprache war ungarisch, das aber niemand verstand. Somit bildete sich ein Kauderwelsch heraus, das zu den possierlichsten Mißverständnissen Anlaß gab; rissen alle Stricke, so verständigte man sich deutsch und siehe da — wie durch Zauberhand ebneten sich alle Wege.

XXI. Bei Onkel Joseph, dem Oberkönig der Zigeuner.

Noch im Bereich des ungarischen Bodens, gegenüber Trsat, am rechten Ufer der Fiumara, lagen Villa und Garten meines Onkels Joseph, des Oberkommandierenden der ungarischen Landwehr. Auch er war ein Original. Bedächtig, von äußerst trockenem Humor, gemütlich, hochgewachsen, die spitzen Enden seines kleinen Schnurrbartes unternehmend gewichst, in Uniform wie in Zivil, stets in ungarischer Tracht, stellte er den ungarischen Grandseigneur dar, wie man ihn sich nicht besser denken kann. Die Tante war eine Schwester Ferdinands von Bulgarien; deren Mutter, die alte Prinzessin Clementine von Coburg, Tochter Louis Philipps von Frankreich, kam auch oft zu Besuch und hatte eine frappante Ähnlichkeit mit der Königin Viktoria von England. Sie war sehr schwerhörig und zog immerzu ein unförmliches Hörrohr hervor, das wie ein gewundenes Ochsenhorn aussah. Wir Jungen nannten es respektlos die Ohrentrompete, weil man selbst da hineinschreien mußte, sonst verstand sie nichts. Der Name des Instruments ging dann auf die Besitzerin über, sehr zum stillen Gaudium ihres Schwiegersohnes. Der Park der Villa war eine Pracht, und der Onkel arbeitete selbst im Schweiße seines Angesichts tagtäglich darin; wenn man ihn dabei antraf, war er stets äußerst vergnügt. Im Sommer lebte die Familie in Alczuth in der Nähe von Budapest, wo der Onkel seine Studien der Zigeunersprache in praxi betrieb und darin wohl der einzige war, der sie vollkommen beherrschte. Er hat auch eine Grammatik derselben herausgegeben. Für Zigeuner, die ihn abgöttisch verehrten, war er eine Art König. Seinen Wünschen gehorchten sie unbedingt. Auf seinen Besitztümern wurde nie etwas gestohlen, es war für sie „tabu“, ja, sie überwachten sogar, daß von anderer Seite nichts

wegkomme. Zu Beginn meines Sommerurlaubs hatte er mich einmal dahin eingeladen, und da Alczuth abseits der Bahn liegt, einen Kutschierwagen mit Viererzug an den Bahnhof gesandt. Jedina, der mich begleitete, und ich fuhren dann die lange, gerade und ebene Straße entlang, als plötzlich die Pferde scheu wurden und davonrasten. Schließlich ging es dem Graben entgegen, die vorderen Pferde rissen sich los, der Kutscher wurde auf die Straße geschleudert, und wir waren bald umgeworfen, ohne daß uns etwas geschehen war. Die Pferde lagen im Graben, schlugen einander, der bewußtlose Kutscher mit einem Loch im Kopf lag auf der Straße. Zum Glück kamen mehrere Wagen daher. Ein Gutsbesitzer der Umgegend nahm uns auf und führte uns nach Alczuth, der Kutscher wurde gelabt und betreut und die Pferde abgetan. Als ich statt mittags, wie es programmäßig festgesetzt war, mit einer Verspätung von zwei Stunden völlig bestaubt ankam, hatte die Familie und der Hofstaat unentwegt gewartet. Ich erzählte dem Onkel mein Mißgeschick, da meinte er ganz trocken: „Hob ich mir glaich gedocht, Kutscher hat vorigen Monat Kronprinz von Portugal auch umgeschmissen." Der Onkel war in Ungarn überall sehr beliebt. Trotz aller Leutseligkeit ließ er doch niemand an sich allzu nahe herankommen. Durch den langen Aufenthalt der Familie (schon sein Großvater war Paladin von Ungarn gewesen), war die Familie magyarisiert, ebenso wie unsere durch den Aufenthalt in Toscana italienisiert war. Der Unterschied zwischen Onkel Joseph und meinem Vater war so groß, daß man sie, rein äußerlich betrachtet, für Fremde hätte halten können. Erst bei näherem Zusehen entdeckte man die durch die Brüderschaft der Großväter begründete Ähnlichkeit mancher Gesichts- und Charakterzüge.

XXII. Gegen das starre System.

Einen Winter verbrachte auch mein Onkel Robert von Parma, Bruder meiner Mutter, ebenfalls depossedierter Monarch, mit seiner großen Familie in Fiume und wohnte im selben Hotel wie ich. Mit Ausnahme der ältesten Tochter Marie-Louise, die später als Fürstin von Bulgarien gestorben war, und des Jüngsten, Elias, des jetzigen Chefs der Familie, waren alle andern Kinder geistig zurückgeblieben. Zwei französische Geistliche von geringerer äußerer Sauberkeit — für die innere kann ich nicht einstehen — erzogen die Knaben und ein spindeldünnes Fräulein die Mädchen. Es befand sich noch ein Sekretär im Hofstaate, ein schlauer Franzose mit hervorquellenden und dabei stechenden Augen, und ein spanischer Arzt, der eine possierliche Figur von Grandezza, gepaart mit Hilflosigkeit, machte. Mein Onkel hatte eine kleine Yacht „Farnese" und machte damit Ausflüge auf die umliegenden Inseln des Quarnero, wozu ich auch öfter eingeladen wurde. Er hätte es nicht ungern gesehen, wenn ich für seine älteste Tochter mehr Interesse gezeigt hätte; mein Knabenherz aber hatte einer andern Cousine — Elvira, Tochter des Don Carlos, Herzog von Madrid, und der Schwester meiner Mutter, Tante Meg — ein Plätzchen reserviert. Nur sollten wir groß werden. Mein Onkel war damals Witwer, ein jovialer Mann, der immerzu zu tun hatte und ein gewandter Geschäftsmann war. Das Schloß Frohsdorf bei Wiener Neustadt hatte er schon von seinem Onkel Heinrich, Grafen von Chambord geerbt, der, ein Enkel Karls X., bekanntlich legitimistischer König von Frankreich im Exil war. Außerdem besaß er das Schloß Wartegg oberhalb Rorschach am Bodensee, herrlich gelegen, das große Gut Imbarcati bei Pistoja in Toscana und Pianore bei Pietrasanta, unfern Lucca. Klein, dick und

lebhaft, war er das Ebenbild seines Onkels, der allerdings gravitätischer auftrat, hatte für alles Interesse, was geschäftlich sich zu entwickeln versprach und lebte als Familienvater, besorgt um seine Kinder wie jeder brave Bürgersmann.

Ganz anders geartet war Onkel Heinrich, Graf von Bardi, der Seemann, dem wir Kinder den Zärtlichkeitsnamen „Onkel Bourdon" beigelegt hatten. Er hatte in zweiter Ehe eine Prinzessin von Braganza geheiratet, beide waren äußerst kinderlieb und lustig; der Onkel hatte allerlei Interessen, er begeisterte sich rasch für eine Idee, und führte sie auch zu Ende, selbst wenn noch so viele Hindernisse zu überwinden waren. Er war ein ausgezeichneter Kunstkenner und im Palazzo Vendramin am Canal Grande in Venedig hatte er prachtvolle Kunstgegenstände gesammelt, die mit feinem Verständnis zusammengestellt waren. Vor allem aber liebte er die See, hatte eine Segelyacht „Fleur de Lys", mit der er nach Island und an die Packeisgrenze gefahren war. Er ging stets in Yachtdreß und kannte am Kontinent und in England alles, was mit Segelsport zusammenhing. Mir insbesondere brachte er inniges Verständnis entgegen, das nicht nur meinem Berufe, sondern auch meinem inneren Leben galt, war immer bereit mir zu helfen und mich zu unterstützen, soweit seine Macht reichte. Allerdings waren zur damaligen Zeit Vorurteile vorhanden, die sich mit aller Überredungskunst, mit Bitten und Gewaltmaßregeln nicht beseitigen ließen. Lieber sollten Menschen auf die Dauer ihres Lebens unglücklich gemacht werden, als daß an den geheiligten, aber überlebten Traditionen etwas geändert werden durfte. Auch mein Onkel arbeitete gegen das, was man als starres System bezeichnen kann und bedauerte nur daß er nicht imstande sei, an dieser geschlossenen glatten Oberfläche einen Angriffspunkt zu bekommen. Es war ja nicht Härte oder böser Wille oder was immer für wenig edle Motive, die dieses System aufrechterhielten. Lediglich die anerzogene Familientyrannis, die ein selbständiges Vorgehen nicht duldete und die Rücksicht für die Interessen anderer, die man mehr achten zu müssen glaubte, als notwendig gewesen wäre, waren dafür bestimmend. Nach außen sollte immer alles schön und gut und vollkommen aussehen, somit alles vermieden werden, was diesen erstrebten Eindruck hätte trüben können. Die Familienpolitik, die aus irgendeinem Grunde vor 50 Jahren gut und praktisch gewesen,

wurde straff weiter gehandhabt, wenn auch alle die Umstände, die sie damals erfordert hatten, längst weggefallen waren und die Starrheit nicht nur gegenstandslos, sondern direkt schädlich wurde; denn es bleibt das auf Erfahrung basierte Sprichwort immer wahr: Ut tensio sic vis. Die Kraft ist gleich der Spannung, ein winziger Überschuß der einen gibt eine Katastrophe.

Im Winter besuchte ein exotischer Gast die Marineakademie. Es war Li Hung-Tschang, der chinesische Staatsmann, der noch der alten Tradition anhing und im Nationalgewande, begleitet von einigen Mandarinen, erschien. Er interessierte sich für alles, hatte anerkennende Worte für jedermann, seine klugen Augen gingen hin und her und es entkam ihnen auch nichts. Wir hatten gerade Zeichenunterricht als er eintrat, und er besah sich die Vorlage jedes einzelnen, um sie mit der Kopie zu vergleichen. — An Fremden mangelte es in Fiume übrigens nicht, denn die Whiteheadsche Torpedofabrik war das Ziel unterschiedlicher Kommissionen, die dann die Akademie auch aufsuchten und so für angenehme Ablenkung im Unterricht sorgten.

XXIII. Kronprinz Rudolfs Untergang.

Zeitig im Frühjahr trafen Rudolf und Stephanie ein, die sich einige Tage in Abbazzia aufhielten und die Villa Angiolina bewohnten. Es war dort viel Leben, der Kronprinz hatte ein großes Gefolge mit sich und lud alle Honoratioren zu seinen Diners. Des Abends konzertierte, abwechselnd mit der Militärmusik der 79er, das Udelquartett, welches Rudolf bevorzugte und dem er unermüdlich zuhören konnte. Er war dann sehr aufgeräumt und heiter; er hatte damals viel Arbeit mit dem Werke: „Österreich-Ungarn in Wort und Bild", an dem er hervorragenden Anteil nahm. Leidenschaftlicher Jäger, interessierte er sich besonders für die Vogelwelt. Ein Gebiet, auf dem er vortrefflicher Kenner war. Leider verließ er Fiume bald auf der Yacht „Miramar", um nach Dalmatien zu reisen. Seine Zeit war immer knapp bemessen, da er als Infanterieinspektor viel in der Monarchie zu besichtigen hatte.

Wer hätte vorausahnen können, wie plötzlich und unerwartet das Ende Rudolfs eintrat! Es war auch nicht zu vermuten, daß eine Affäre, wie sie zu Dutzenden überall, immer und in allen Variationen vorkommt, in einer so schmählichen Tragödie kulminieren würde! Daß Rudolf mit Stephanie keine glückliche Ehe führte, ist bekannt. Er suchte sich zu entschädigen und hatte im Laufe der Zeit mehrere Liaisons angeknüpft. Die Begegnung mit Baronesse Veczera scheint in ihm die stärkste Leidenschaft entfacht zu haben, und so war eine Lösung dieses Liebesverhältnisses, dem impulsiven Naturell Rudolfs zufolge, mit stürmischem Ende zu erwarten. Nach langen Kämpfen mit sich und den kategorischen Forderungen des Kaisers, die unglückselige Verbindung abzubrechen, entschloß sich Rudolf ein Ende zu machen. Es ist wahrscheinlich, daß er sich zu

einer letzten Aussprache nach Mayerling begab, um die Baronesse Veczera dort zu treffen. In seiner Gesellschaft befanden sich zu jener Zeit sein Schwager Philipp von Coburg, die Brüder Baltazzi — einer von ihnen Bräutigam der Baronesse — und mehrere andere Herren, die zu seinem engeren Freundeskreis gehörten. Da der Kronprinz gern trank, wird er wohl an jenem Abend eines seiner gewohnten Gelage veranstaltet haben, vielleicht auch, um sich zu der entscheidenden Auseinandersetzung ein wenig Mut zu schaffen. Zu dieser aber kam es nicht. Doch ist anzunehmen, daß er in vorgerückter Stunde, eben der Veczera wegen, mit dem Bräutigam derselben aneinandergeriet. Ob nun der letztere oder ein anderer in der Hitze des Streites eine Champagnerflasche ergriff und sie gegen den Kronprinzen schleuderte, wird wohl heute nicht zu ermitteln sein. Soviel steht fest, daß, als die Leiche des Kronprinzen nach Wien gebracht worden war, die Glassplitter noch in der Schädeldecke steckten. Der ungewöhnliche Lärm wird vermutlich die Baronesse Veczera herbeigerufen haben, und es ist wahrscheinlich, daß sie durch einen Revolverschuß aus der Hand ihres Bräutigams — vielleicht aus Eifersucht, vielleicht auch von einem anderen, um sie als Zeugin aus der Welt zu schaffen — getroffen wurde.

Das ist die Version, die mein Vater mir unmittelbar nach dem Vorfall erzählt hat. Ob er etwas Authentisches gewußt oder nur Vermutungen aussprach, wie sie aus der Sachlage rekonstruiert werden konnten, vermag ich nicht zu sagen. Die letzte Wahrheit wird kaum jemals zu erfahren sein, denn das verhängnisvolle Abenteuer ging so schnell vor sich, daß die Zeugen widersprechende Aussagen machten. Kaiser Franz Joseph hat damals allen Teilnehmern das Ehrenwort des Stillschweigens abgenommen. Die ursprüngliche Absicht, den Tod des Kronprinzen als Selbstmord zu frisieren, scheiterte daran, daß den Satzungen der katholischen Kirche gemäß das Glockengeläute in diesem Falle unterblieben wäre. So war man genötigt, auch der Welt gegenüber die Gewalttat zuzugeben.

Die Exzesse Rudolfs, die sein frühzeitiges Ende herbeiführten, waren zweifellos durch sein merkwürdiges Verhältnis zu seiner Gattin motiviert. Stephanie erschien als die „kühle Blonde", äußerlich stets sehr korrekt, sehr vornehm und sehr liebenswürdig, aber unverkennbar diente diese Folie als Maske für eine unbefriedigte

Natur; im privaten Verkehr kam man auch nie über die Schranke gesuchter Konventionalität hinaus. Als richtige Tochter Leopolds II., des königlichen Maklers, verstand sie es ausgezeichnet, ihr Inneres zu verbergen. Als Witwe war ihre Stellung, dem Zeremoniell entsprechend, eine unbedeutende geworden. Witwen haben ihrem Manne nachzutrauern und ob sie nun noch jung sind oder nicht, spielt keine Rolle, sie sind erledigt. Stephanie ging auf Reisen, selten sah man sie noch in Wien. Sie mied die Hofburg. Es hat daher auch niemanden erstaunt, als sie den Grafen Lonyay heiratete, denn immer besser eine lebende Gräfin als eine halbbegrabene Kronprinzessin-Witwe, um so mehr, als die Ehe mit Rudolf eine unglückliche war; wohl zum größten Teil für ihn, da die Charaktere gar nicht zusammen gepaßt hatten. Mit einer gleichgültigen Frau hätte Rudolf besser gelebt, als mit einem Vulkan, der von einer Eishaube bedeckt war.

XXIV. Akademieball.

Alljährlich gab es den Akademieball, der eine lange Zeit vorher schon allerlei Vorbereitungen bedurfte, die uns, wenn einer ins Komitee gewählt war, genug Arbeit machten. Die Dekorierung unseres Speisesaales, der zum Tanzsaal diente und natürlich mit Flaggen, maritimen Emblemen und allerlei fachlichen Zusammenstellungen geschmückt werden mußte, die Einladungen, dann endlich das Buffet, das uns Jungen am meisten interessierte, wurden mit Eifer vorbereitet. Und als der große Tag herankam, ward alles auf den Kopf gestellt. Der Empfang der Gäste, das Beschreiben der Tanzkarten, das eine eigene Sache war, da ja ein spezieller Tanz von besonderer Wichtigkeit ist, und die Konkurrenz eine große, erfüllten uns mit Würde und Seligkeit. Längst schon hatte die Musik begonnen, bevor in den Ameisenhaufen etwas Ordnung gebracht werden konnte. Unser Kommandant, ein rauher und gefürchteter Seebär, Schiffskapitän Schaffer, der beim unglücklichen Kaiser Max von Mexiko Palastkommandant gewesen war, trat in den Hintergrund. Er wollte, daß wir Zöglinge die Veranstalter sein sollten, und alles Lob überließ er uns gutmütig. So wurde denn bis zum Morgen getanzt, und beim Abschied war manch ein Händedruck länger und vielsagender, als man am Abend zuvor sich träumen ließ.

Mitunter waren Zöglinge beim Kommandanten eingeladen, dann gab er sich ganz ungezwungen und erzählte auch auf unsere dringenden Bitten von der mexikanischen Expedition; seine Frau war Mexikanerin und sprach fast gar kein Deutsch. Als Palastkommandant war Schaffer stets in der Nähe des Kaisers und sah das Unglück herankommen. Er unterließ es auch nicht, den Kaiser darauf aufmerksam zu machen, daß die napoleonische Intrigue durchsichtig

sei, es wäre für den Kaiser noch Zeit gewesen, mit allen Ehren den Rückzug anzutreten. Jedoch allen dringlichen Vorstellungen gegenüber setzte er seine Pflicht obenan und äußerte zu Schaffer, als ihn dieser bat, doch vom Ausharren auf einem verlorenen Posten abzusehen: „Ich habe meinen Untertanen mein Wort gegeben, das breche ich nicht und bleibe auf meinem Platze.“ Max war, von den edelsten Gedanken beseelt, von seiner sehr ehrgeizigen Frau, Schwester Leopolds II. von Belgien, in das Abenteuer eingefädelt worden. Er hat die ritterliche Pflicht eines Monarchen in etwas exaltierter Weise halten wollen und sich eigentlich nur Napoleon III. aufgeopfert, der damit aber auch nichts erreicht hatte. Den letzten Gang des betrogenen Max aber hat Schaffer trotz seines Flehens nicht mitmachen dürfen.

Auch der Ernst des Lebens trat unerwartet an uns heran. Eine Typhusepidemie war ausgebrochen und forderte manche Opfer. Hoffnungsvolle, eifrige, tüchtige junge Leute wurden hinweggerafft, und das Zöglingsbataillon rückte öfters aus, um bei gedämpftem Trommelklang einem Kameraden das letzte Geleit zu geben. Schwer lastete dieser ziellose Einbruch ins Leben auf uns allen.

XXV. Besuch der Habsburg und andere Reisen.

Den einmonatlichen Urlaub verlebte ich bei meinen Angehörigen in Lindau. Insbesondere mit der Familie Ludwigs (des nachmaligen Königs Ludwigs III.) waren wir sehr viel zusammen; verbrachten sie ja auch den Sommer in der Villa „Amsee", die nahe an unserer lag. Lebhafter Verkehr herrschte da zwischen den beiden kinderreichen Familien. Es wurden gemeinsame Ausflüge unternommen, wo man sich nach Herzenslust austollen konnte, da ja nur die beiderseitigen Eltern und keine Erzieher dabei waren. Trotz verschiedener heftiger Auseinandersetzungen nach Knabenart, verstand ich mich mit dem Ältesten, dem Prinzen Rupprecht sehr gut, der bedeutend kräftiger und unternehmungslustiger war, als ich; schon als Kind hatte er Anwandlungen eines plötzlichen Ernstes und später schien er mir gereifter und zielbewußter, als seinem Alter zukommen sollte. Zu einer Zeit, in der wir uns noch sorglos den kindlichen Spielen widmeten, grübelte er bereits über seine Zukunft nach, trotzdem sie ihm gewissermaßen fest vorgeschrieben war. Schon damals schien das Verantwortungsgefühl auf ihm zu lasten, das sich später in seinen Mannesjahren, namentlich im Kriege so sehr bewährte. Ich persönlich hatte einen kolossalen Respekt vor ihm, da er, damals schon ein Kraftmensch, mich des öfteren gehörig verwichste. Die Schwester Ludwigs, Prinzessin Therese, die als Naturforscherin und Gelehrte mühevolle Reisen in das Innere von Südamerika unternommen hatte, bezeigte mir ein mich sehr erfreuendes Interesse; es war auch ein Vergnügen, ihr zuzuhören, wie systematisch und sachlich sie erzählen, wie lebendig und bildlich sie zu schildern verstand, und mit welchem unermüdlichen Fleiße und Verständnis sie in allen einschlägigen

wissenschaftlichen Gebieten tätig war. Von den anderen Mitgliedern der wittelsbachischen Familie ist mir insbesondere Prinz Alfons nähergetreten; jeder Bayer wird mir da nachfühlen, wenn ich sage, daß er ein lieber Mensch ist. Einfach und gemütlich, versteht er es — und das ist eine Gabe — mit Menschen umzugehen; er zog sie an, weil er eben nicht die Absicht hatte, es zu tun.

Es wurden damals viele Ausflüge und Besuche gemacht, besonders nach der Insel Mainau, wo das Großherzogspaar von Baden ein stattliches Schloß mit prachtvollem Park bewohnte. Der alte Großherzog war mild und gütig in seinem Wesen, und uns gegenüber nachsichtig. Er hatte nicht vergessen, daß er auch einmal jung gewesen war, und daß Jugend Bewegung braucht, weil sie sonst verkümmert. So konnten wir nach dem Mittagessen im Park herumtollen, während die Eltern und Erzieher in den kühlen Salons saßen und Konversation machten. — Wir fuhren auch öfters nach der Schweiz, zum Rheinfall bei Schaffhausen, nach Zürich und Luzern. Hier wohnte im Sommer die ältere Schwester meines Vaters, Isabella, die ihren Stiefonkel zum Manne hatte. Er war schwer leidend und wurde meist in einem Rollstuhl gefahren. — In Luzern gab es aber viel zu sehen und zu bewundern, die schönen Anlagen, der Gletschergarten, das Gewühl der Reisenden, Musik und Beleuchtung und Feuerwerk, dann Ausflüge am Vierwaldstätter See, nach dem Rigi und Pilatus, so daß man kaum zu Atem kam. Einige Jahre vorher hatte ich mit dem Baron eine Informationsreise nach der Schweiz gemacht und war überwältigt gewesen von der Pracht des Sonnenaufganges am Rigi; damals, also Ende der Siebziger Jahre, fuhr man über den Brüning mit der Post, ebenso von Interlaken nach Thun; wir kamen bis nach Genf, und auf dem Rückweg besuchten wir die Habsburg, die ja nicht viel mehr als ein mächtiger Turm ist, der die Straße von Basel nach der Innerschweiz sperrt. Ein eigentümliches Gefühl war es doch, auf den Zinnen des Turmes zu stehen und ins Land hinauszusehen, wo vor mehr als 800 Jahren ein mächtiges Raubrittergeschlecht seinen Anfang nahm, mit rücksichtsloser Gewalt die Herrschaft an sich riß, seine Macht verbreitete, um nach und nach die höchste Würde zu erreichen: die Königskrone. — Immer wieder aber kehrte man gern nach Lindau zurück, denn die Villa, der Garten, die Schiffe, der See waren so

traulich und anheimelnd, man war mit allem verwachsen, und jedes Plätzchen hatte seine besondere Geschichte: Die Zyklamenpflanzung unserer guten Tatl gedieh mit jedem Jahr, man brachte oder sandte ihr Knollen, die sie mit liebevollem Verständnis einsetzte und pflegte und jede einzelne kannte.

Die zweite Übungsreise fand auf der alten, kleinen Korvette „Eh. Friedrich“ statt. Diese war noch nach den alten Maximen der Schiffsbaukunst gebaut, kurz und breit, sie kam langsam weiter, aber man konnte sie sozusagen am Fleck herumdrehen. Wir durchfuhren die Adria, wo natürlich Lissa angelaufen und schon Bekanntes vom vergangenen Jahre aufgesucht wurde. Seewärts von Lissa befindet sich die Insel Busi, auf welcher sich eine der kaprischen ähnliche blaue Grotte im südwestlichen Absturz der Insel befindet. Wenn auch die Grotte von Kapri mächtiger und eindruchsvoller ist, so hat diese den zarteren blauen Ton voraus. Man kann auch bis zum Grunde sehen, weil die Einfahrt breiter ist. Selbstverständlich muß klares und ruhiges Wetter herrschen, denn auch bei unerheblichem Seegang ist ein Eindringen in die Einfahrt ganz ausgeschlossen. Jeder ins Wasser getauchte Gegenstand erscheint in silbernem Glanze, besonders herrlich ist das Blitzen der Fische, wenn sie eine rasche Wendung machen. Man wird sich anfänglich gar nicht klar, woher diese plötzlichen intensiven Lichtstrahlen kommen. — Eine längere Segelfahrt brachte uns nach Messina. Es war im August 1885 und es herrschte eine abnorme Hitze. Wir maßen morgens bei Sonnenaufgang 37° Celsius, mittags ging es im Schatten über 40°. Von Messina wurde ein Ausflug nach Taormina gemacht, und die Trümmerstätten altgriechischer Kunst gebührend bewundert, die von üppiger Vegetation rasch überrankt und bedeckt waren. Durch die Meerenge von Messina wurde gedampft, weil die starke Gegenströmung und die wechselnden Brisen es nicht ratsam erschienen ließen, sich auf das Segeln zu verlassen. In kurzer Zeit langten wir vor Palermo an, und nun waren wir beim Einlaufen in den Hafen bezaubert von der herrlichen Lage und dem eigenartigen Typus dieser Stadt. Wir waren bald am Lande und wanderten in den Straßen umher, wo uns ungewohnte Eindrücke erstaunen ließen. Das Geschrei, die bunten Farben, die vielen eigentümlichen Barocci, zweirädrige Karren mit einem oder mehreren in Tandem vorgespannten Maultieren, diese

bunt behängt, die Karren über und über bunt bemalt, oft bis zu 20 Menschen fassend, die schreiend und heftig gestikulierend darauf saßen. Die Katakomben des Kapuzinerklosters wurden besucht. Dort sind die Verstorbenen unterirdisch in Nischen sitzend beigesetzt, die in langen Gängen reihenweise angeordnet sind. Die außerordentlich trockene Luft bewirkt eine völlige Mumifizierung, die die Haut straff über das vertrocknete Fleisch spannt; diese alten Patres sahen aus, als ob sie schliefen, und die dunkelbraune Farbe paßte trefflich zu ihrer Kutte. Man war aber doch froh, als der Rundgang beendet war, denn die ungeheure Zahl dieser eigentümlichen Toten wirkt deprimierend, insbesondere auf ein junges Gemüt. — Schiffsleutnant Roth, Lehrer in der Akademie, war äußerst mager und lang, aber er entwickelte einen beinahe zauberhaften Appetit. Wir besuchten mit ihm einst ein Restaurant, und als er sich gemächlich durch die halbe Speisekarte durchgegessen hatte, sehr zur Bewunderung des Kellners, bestellte er Bracciolettini ai ferri, d. i. am Rost gebratenes Kalbskottelett. Der Kellner sah ihn verstehend an und meinte: „C o i ferri, Signore?“ — also: „Wohl m i t dem Rost, mein Herr?“ Ein allgemeines Hallo erscholl darauf, das aber unsern Gargantua nur zu der lakonischen Antwort veranlaßte: „Due volte“ — also: „Zweimal“. — Auch der prachtvolle Palast von Morreale wurde besucht und die Abende im kühlen Volksgarten verbracht. Bald aber segelten wir wieder auf dem schönen Tyrrhenischen Meere an Stromboli vorbei, dessen Vulkan bloß dicke Rauchwolken ausstieß, nach Neapel. Den Vesuv zu besteigen ward uns auch vergönnt; nach langer Wagenfahrt und endlosem Klettern in Lawa und Asche stand man endlich oben, von den erstickenden Dämpfen, die aus dem Krater hervorbrechen, umwallt. Nur wenn sie zeitweise vom Winde weggeblasen werden, kann man wieder Atem schöpfen, in den dunkelglühenden Herd hinabsehen oder auch rasch Umschau über die herrliche Rundsicht halten, die sich für Augenblicke auftut, die Stadt mit dem Castell d'Elmo, sowie breites, ebenes Land enthüllt, in der Ferne die Berge und unter sich das blaue Meer mit den Inseln und den vielen Buchten. Und wieder verdeckt die giftige Wolke alles, weggewischt ist das Bild ewigen Frühlings; in gelbe Dämmerung gehüllt, stolpert man mühsam über den heißen Boden und ist froh, wenn man das Observatorium er-

reicht, wo unerschrockene Gelehrte jederzeit in Gefahr, von einer sich auftuenden Spalte verschlungen zu werden, ihre Arbeit verrichten.

Pompeji wurde besucht, ein Ausflug nach dem weitausgedehnten Schlosse Caserta unternommen. Mein Schiffsleutnant war bemüht, nichts Sehenswertes zu versäumen; er war ein Meister der Zeiteinteilung und höchst amüsant, wenn er sich mit Kutschern und Führern, die sich wie Kletten an ihn hingen, herumstritt und sein lebhaftes Temperament da einen Boden fand, wo es sich mit Erfolg behaupten konnte. Schließlich ging er als Triumphator aus diesem Getöse hervor und hatte erreicht, was er wollte. Mit ehrerbietigem Staunen sah man ihn an, und der Ausgewählte fuhr dann stolz von dannen, wenn er uns unter Zuhilfenahme von Händen und Füßen, Grimassen und einem unglaublichen Wortschwalle erklärte, eccellenza hätte mit sicherm Gefühl den einzig richtigen und ehrlichsten aller Cicerone herausgefunden, trotzdem er in seiner und seines geliebten Volkes angeborener Bescheidenheit ganz im Hintergrunde geblieben sei; mit unbarmherziger Grausamkeit hieb und stach er auf die armen abgeklapperten Mähren los, am Kutschbock hängend, halb nach vorn, halb in den Wagen herein, unausgesetzt uns erzählend, saftige rhetorische Brocken gegen das Straßengesindel werfend, einen Bekannten begrüßend und einen gewitterartigen Wortstreit mit einem Konkurrenten ausfechtend, dabei mit unfehlbarer Sicherheit durch das Gewühl der engen Gassen fahrend. Francesco di Napoli nannte sich der Brave. Er führte uns auch überall hin, wo seiner Ansicht nach der erlesenste Kunstgenuß zu holen war.

XXVI. Das umspöttelte goldene Vliess.

Wieder waren wir in Fiume angelangt, und weiter stieg man die Leiter des Wissens empor, methodisch eröffneten sich einem neue Einblicke in die Geheimnisse der navigatorischen Kunst. Es war ein ziemlich großes Pensum jährlich zu erledigen, und nur Fleißige konnten mitkommen. Von morgens acht bis Mittag, mit einer halbstündigen Pause für den Rapport, nebst kurzer Erholung im Garten; nachmittags von zwei bis fünf war theoretischer Unterricht; dann schlossen sich daran die Exerzitien, Turnen, Fechten, Tanzen, Segel-, Ruder-, Artillerie- und Infanterie-Exerzieren, so daß der Tag vollständig ausgefüllt wurde. Mit meinem Schiffsleutnant studierte ich zu Haus morgens ein bis anderthalb Stunden und abends oft noch zwei Stunden, nebenbei lernte ich Ungarisch bei einem sehr ruhigen Herrn, Erödi des Namens, Lehrer an einer höheren Schule.

Mit meinen Kameraden hatte ich mich ganz eingelebt. Freilich war meine Position von einer manchmal peinlich empfundenen, manchmal aber auch befriedigenden Zwitterhaftigkeit. Auf der einen Seite war der Stolz auf meine Abstammung fortwährend neu belebt durch den Umstand, daß ich als junger Mensch so viel würdige und alte Herren, ja, meine direkten militärischen Vorgesetzten außer Dienst sich vor mir beugen sah, und ich unterdrückte es mit Mühe, ihnen meinen plötzlich aufschießenden Hochmut zu zeigen. Mitunter beneidete ich meine zu Hause erzogenen Vettern, die schon Offiziere waren, meistens nur jagten und nicht so rigoros lernen mußten, während ich als Zögling einer öffentlichen Schule noch Jahre strenger Zucht und des Aufwandes vieler Mühen bedurfte, um ebenfalls Offizier zu werden, denn das war ja das erstrebte Ziel; was

nachher käme, darüber zerbrach ich mir den Kopf vorläufig nicht. Auf der andern Seite aber gefiel mir die Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit unter meinen Kameraden sehr gut, und obwohl nie eine aufrichtige Freundschaft Fuß fassen konnte, eben wegen der Zwitterstellung, die ich immer mit mir herumschleppen mußte, lernte ich viel Spott und Hänseleien ertragen und sie auch vom kameradschaftlichen Standpunkt zu entgelten. Ehrgeizig war ich und es war mir eine außerordentliche und lange nachwirkende Genugtuung, als ich konstatieren konnte, daß meine Kenntnisse nicht nach meiner zufälligen Geburt, sondern nach dem Maße meiner wirklichen Arbeit eingeschätzt wurden. Vielleicht schon damals dämmerte es mir auf, daß man zwei Herren nicht dienen könne, daß man nicht imstande sei, den Januskopf zu tragen und nur aus zwei Augen in die Welt zu blicken vermöge und daß das, was man weiß, einem niemand wegnehmen könne. Aber dieser Gedanke war unreif und wurde wieder dadurch erstickt, daß ich in beiden Lagern anfing, mich zurechtzufinden, und eine scharfe Trennung auch im Gefühlsleben zwischen Dienst und Außerdienst, zwischen Mensch und Erzherzog machte. Der Zweifel, ob das eine ohne das andere, oder ob beide gemeinsam richtig seien, war nicht abzuweisen; jedoch alles Grübeln darüber führte zu keinem Erfolg. Meine Vettern, die solchen Zwiespältigkeiten nicht ausgesetzt waren, die stets auf ihre Geburt und die damit verbundenen allgemein anerkannten und geachteten Vorrechte pochen konnten, denen sich alles beugte, waren offenbar besser daran.

Ich hatte ausnahmsweise als der älteste Sohn des Linienchefs des Hauses Toscana das goldene Vließ mit 16 Jahren erhalten und war mächtig stolz und aufgebläht darüber; ich sollte es laut Statut stets tragen, außer Dienst war dies ja auch der Fall; aber im Bereiche der Akademie hatte ich Respekt, denn dann ging die Hänselei seitens der Mitmenschen im richtigen Sinne des Wortes los, und das war natürlich unerträglich. Sobald ich das Vließ trug, durfte ich es doch nicht einer liebelosen Kritik unterziehen lassen, andererseits verlangte mein Stolz, daß ich es nun schon erst recht trüge. Aber mit der Zeit sah ich ein, daß ich entweder in unausgesetztem Streit mit den Kameraden leben oder auf meinen Stolz verzichten müsse. Um dem auszuweichen, steckte ich es in die Tasche, sobald ich die Akademie

betrat, und gleich war wieder die Konfraternität da. Es ist diese Erscheinung aber eine ganz natürliche. Das Hervortreten, die besondere Bezeichnung eines einzelnen, wenn er diese Besonderheit nicht im Kreise seiner engeren Mitmenschen verdient hat, ruft Opposition hervor, und bei den noch ursprünglichen Gefühlen des jungen Menschen wird das Unverdiente handgreiflich zurückgewiesen. Ich konnte es ihnen schließlich auch gar nicht übelnehmen, nur verwunderte es mich, daß ein Symbol, daß ein Stückchen Gold und Emaille an einem roten Bande solchen Aufruhr erzeugen könne. Der Träger war ja doch immer derselbe geblieben. Wenn ich auch in den ersten Wochen meines Lebens in der Akademie deutliche Beweise erhielt, daß Standesunterschiede hier zur Schau zu tragen nicht am Platze sei, so konnte ich mich in diesen Ausbrüchen nicht zurechtfinden. In mir war das dynastische Gefühl sehr lebhaft. Ich verehrte den Kaiser und meinen Vater wie Menschen, die außerhalb und weit über allem anderen zu stehen schienen, und wenn die Volkshymne gespielt wurde, stand ich besonders unbeweglich und stramm, wie, um zu bezeugen, daß ich, obwohl der Familie angehörig, das Beispiel geben wolle, wie man Ehrfurcht dokumentieren müsse. Trotz dieses innern Rückgrates konnte ich den Menschen in mir nicht dazu bringen, mich davor zu beugen. Ein Kampf entbrannte in mir sozusagen, zwischen dem, was ich sein sollte und dem, was ich war. Manchmal wieder beneidete ich meine Kameraden, wie sie so ohne allen Rückhalt miteinander verkehrten und harmlos zufrieden waren, von ihren Familien, deren gut bürgerlichen oder ärmlichen Verhältnissen erzählten, zu Hause frei von allem Zwange waren, und wenn die Eltern und Geschwister dieses oder jenes Kameraden ihn aufsuchten, so war es rührend, wie harmonisch ein gemeinsames Gefühl diese umschloß. Mir gegenüber war stets ein leiser vibrierender Ton von Fremdheit und Mißtrauen merkbar. Ich war nicht ihresgleichen. Ich wollte aber ihresgleichen sein, teilhaben an der Allgemeinheit und konnte dies nicht erreichen, obwohl ich ein zwiespältiges Leben führte. Nur konnte ich keinen Ausweg aus diesem Dilemma finden. Immer wieder stürmten die Vorstellungen auf mich ein, daß ich meiner Abstammung gemäß andere Pflichten, nur Pflichten habe, denen ich meine persönlichen Wünsche und Freiheitsideale unterordnen sollte, wo-

durch diese ersticken, verkümmern, ja, ausarten mußten. Es war eine Zeit wildesten Zweifels, ohne absehbares Ende, ohne Ausgleich.

Ich war äußerst fromm erzogen, und die strenge Einhaltung nicht nur aller kirchlichen Pflichten, sondern auch peinlichste Selbstzucht war uns allen eingeimpft worden. In keiner Weise aufgeklärt, kam ich mit 14 Jahren urplötzlich nicht nur in einen ganz entgegengesetzten sozialen, sondern auch religiös moralischen Kreis, der sich augenblicklich um mich schloß, und nun ging rapide alles in Brüche, was ich früher als unantastbar ansah. Anfänglich machte ich mit, weil ich noch nicht alles verstand, aber als ich aufgeklärt war, warf ich alles von mir, insbesondere, was in religiöser Beziehung mir heilig und unfehlbar gedünkt hatte. Die Freiheit des Geistes hatte ich mir aber nicht errungen. Es wurde mir sehr bald klar, daß ich zu dem einen Zwang, den ich schon besaß, einen zweiten dazu erobert hatte. Denn ich mußte nun auf zwei Seiten mit den Wölfen heulen. Mit meinen Kameraden spielte ich den Aufgeklärten, den über allen Firlefanz erhabenen, aber außerhalb der Akademie mußte ich wohl oder übel den früheren Frommen und Unschuldigen mimen, um nicht lästige Exhorten zu erleiden. Mein Schiffsleutnant hatte es aber bald weg, wie es um mich stand. Zu meinem großen Erstaunen und meiner unendlichen Erleichterung machte er keine große Sache daraus, er meinte, ich müsse meine Pflicht tun und nichts anstellen, was mich aus dem moralischen Gleichgewicht bringe. Mit der Zeit werde sich alles ausgleichen; ich solle bloß aufrichhtig zu ihm sein, er habe auch ähnliches erfahren, jeder Mensch müsse solches durchmachen und mit etwas gutem Willen ließe sich alles ebnen. Es war mir, als ob mich eine milde Hand aus einem wüsten Traum erlöse. — Doch diese vernünftigen Ansichten hatten nur vorübergehenden Erfolg, denn bald wieder war ich inmitten der ungemütlichsten Zweifel, was recht und wahr und was das Gegenteil sei. Und so pendelte ich hin und her ohne jeden Halt.

Dieser Zustand aber beeinflußte merkwürdigerweise meine Freude am Lernen gar nicht. Ich war wie losgelöst von solchen Qualen, wenn ich frühmorgens meine Bücher vor mir hatte und mich in Formeln und Ableitungen vertiefte. Vielleicht hat der Zustand meiner Haltlosigkeit meinen Eifer nur darum erzeugt, um

all diesen bedrückenden Gedanken zu entfliehen und ich habe so wütend drauf losgelernt, um möglichst abgelenkt zu sein. Sobald ich merkte, daß ich bei den verschiedenen Prüfungen Erfolg hatte, setzte der Ehrgeiz ein, denn die Konkurrenz war da. In meinem Jahrgang waren kluge und ehrgeizige Köpfe, die alles daran setzten, an die Spitze zu kommen. Ohne daß man auf meine exzeptionelle Stellung irgendwie Rücksicht nahm, war ich der erste meines Jahrgangs geworden, hatte erst die doppelte, bald darauf die große Auszeichnung — zwei Litzen mit je einem Knopf darauf, errungen und behauptete nun diesen Platz sechs Semester hindurch bis zur Ausmusterung. Mein Vater hatte den ausdrücklichen Auftrag erteilt, während des Unterrichtes keinerlei Rücksicht auf meine Stellung zu nehmen, und Jedina war beauftragt, die Lehrer in dieser Richtung zu instruieren und das Innehalten dieser Direktive auf das strengste zu überwachen. Ich merkte es auch daran, daß ich mitunter viel genauer und ausführlicher geprüft wurde, als die übrigen Schüler. Meine Kameraden waren gerecht. Sie freuten sich darüber, denn sie hatten ja gesehen, daß von Protektion keine Rede sei. Das wieder tat mir wohl, ich hatte eine Art von Verpflichtung, als der Jahrgangsälteste für meine Kameraden einzustehen, vom Klassenoffizier aus wurde ich, gewissermaßen als Bindeglied, mehr ins Vertrauen gezogen und hatte nun allerlei kleine und große Pflichten, so daß mein aufgewühltes Innere sich nach und nach ins Unvermeidliche fügte, indem ich mich auf spätere Zeiten vertröstete, in dem zuversichtlichen Vertrauen, daß irgendeine Lösung von selber kommen würde.

XXVII. Cousine Elvira.

Inmitten dieser harten Zeit der inneren Zerrissenheit, des rastlosen Studiums und der angestrengten Arbeit, um meine Stellung sowohl in der Akademie als auch jene außerhalb derselben würdig zu behaupten, traf ich meine Cousine Elvira wieder, deren Plätzchen in meinem Herzen immer gewahrt geblieben, das aber mehr oder weniger verrammelt war, da ja so viel anderes auf mich einstürmte. Gleich war wieder die alte selbstverständliche Freundschaft da, aber wir betrachteten uns mit anderen Augen. Auch sie war in einem Institut zur Erziehung, wurde streng behandelt und sehnte sich, ihrem impulsiven und vor nichts zurückschreckenden heißen Naturell entsprechend, nach Befreiung vom Joche. Gemeinsame Erfahrungen, gleicher Druck und gleicher Zwang hatten uns in den wenigen Momenten zusammengebracht, in denen wir gemeinsam spazieren gehen durften, oder im Kinderzimmer bei der guten Tatl sitzen konnten, um ungestört zu plaudern. Da wir uns schon als Kinder verstanden, so entwickelte sich ohne jede Sentimentalität oder Überspannung ein solides Bündnis, das eher ein kameradschaftlicher Pakt oder ein Freundschaftsbund war, als alles andere. Wir schieden voneinander mit der Gewißheit und der Sicherheit, daß es nicht möglich sei, uns je zu trennen. Die Zukunft lag uns offen, da wir einander hatten. Wir waren ja noch so jung und so vertrauensselig und wußten nichts von Familienrücksichten und politischen Plänen; genug, daß wir uns versprochen hatten, treue Freunde zu bleiben.

Die unerwartete Begegnung mit Elvira und deren seelische Folgen beruhigten mich ganz außerordentlich; ich hatte jetzt plötzlich eine innere Stütze erhalten.

Die Eltern hatten wohl bemerkt, daß nicht allein Verwandtschaft die beiden Kinder (denn was ist man denn anderes mit 14 und 16 Jahren) näher zusammemngebracht hatte. Obwohl wir zu ihnen nicht davon sprachen, weil wir es nicht als etwas besonderes betrachteten umd keinen Anlaß hatten, irgendeinen Rat zu holen oder das Bedürfnis, etwas anzuvertrauen, brachten sie doch hie und da, was früher nie geschehen war, das Gespräch auf unsere herzlichen Beziehungen. Sie wollten offenbar sondieren! Und mit Recht! Bald hörte die lästige Fragerei auf, auf die man ja doch nicht antworten konnte oder auch nicht so wollte, wie es die Eltern gern gehört hätten. Im geheimen hatte man seine Befürchtungen, die allerdings sehr vager Art waren und sich nach und nach legten. Wir fingen eine harmlose Korrespondenz an, sie schlief bald ein, denn es kamen unzählige andere Eindrücke und Pflichten. Man war sich bewußt: da bin ich gut aufgehoben und das genügte.

Bei der Hochzeit meines Vetters Leopold Salvator mit Elviras Schwester Blanca im Oktober 1889 traf ich erstere wieder in Frohsdorf. Wir machten weite Spaziergänge in den Kieferwaldungen des Steinfeldes und besprachen die Zukunft. Es schien nun doch alles gut zu werden, denn wenn ihre Schwester Blanca einen Toscaner der zweiten Linie heiraten durfte, so konnte ich um so sicherer sein, als zukünftiger Linienchef die Bewilligung zu erhalten, die zweite Tochter Don Carlos zur Erbgroßherzogin von Toscana zu machen. Eigentümlicherweise hatte der alte Albrecht (in Gemeinschaft mit seinem Generalstabschef John, Sieger von Custoza), ein „missing link" in Feldmarschallsuniform, schwerreich und herzlos, gegen Blancas Eintritt in das Erzhaus keinen Protest erhoben. Albrechts Nichte, Maria Christina, hatte 5 Monate nach ihres Mannes Alfons XII. von Spanien Tode, dem jetzigen König Alfons XIII. das Leben geschenkt und war Königin-Regentin. Albrechts regelmäßig zufließende reichliche Unterstützungen setzten sie instand, Don Carlos Pläne, der der rechtmäßige Anwärter auf den spanischen Thron war, zunichte zu machen. Denn die führenden Persönlichkeiten konnten der überzeugenden Kraft des Geldes nicht Widerstand leisten. In unserer kindlichen Ahnungslosigkeit dachten Elvira und ich, Albrecht wäre nun von seinem Antagonismus gegen Don Carlos abgekommen, aber er schlief nur scheinbar, das eine kurzsichtige Auge weit offen.

Als 1891 meine Schwester Luisa heiratete, kam ich nach Wien, und zu meiner größten Freude traf ich Tante Meg, die mir sagte, daß Elvira auch da sei.

Wenige Worte zwischen uns beiden, die wir ja insgeheim schon sieben Jahre verlobt waren, genügten. Ich fuhr nach Salzburg, und getreu den Traditionen des Hauses, erbat ich die Zustimmung meines Vaters, die Erlaubnis zu meiner Verheiratung mit Elvira von Bourbon beim Kaiser einzuholen. Mein Vater sagte weder nein noch ja, doch fuhren wir gemeinsam nach Wien. Erst waren die Eltern allein beim Kaiser. Dann wurde ich gerufen und Franz Joseph teilte mir trocken mit, daß er seine Zustimmung aus politischen Gründen versagen müsse; auf meine Frage, welche Gründe dies seien (denn ich ahnte mit Recht, daß der alte Albrecht seine Finger im Spiele hatte), bekam ich kurz und abweisend zur Antwort, daß die Staatsraison eine nochmalige Verbindung mit dem bourbonischen Prätendentenhause nicht erlaube. Ich ging schnurstracks ins Hotel Elisabeth, wo Tante Meg wohnte, und nach dem ersten Zornesausbruch Elviras — der ihr übrigens reizend stand, da er Blut in ihre blassen Wangen trieb, und ihre dunklen Augen leuchten ließ — besprachen wir in aller Ruhe die Lage. Es stand fest: Nie und nimmer würde mein Vater, hinter sich den Kaiser wissend, seine Zustimmung geben, und ohne diese war eine Heirat ausgeschlossen. Klar sahen wir nun die elenden politischen Machinationen, denen das Lebensglück zweier Menschen unbedenklich geopfert wurde. Blanca und Leopold hatten den Kaiser überrumpelt; er war nun gewitzigt, vielleicht hat er auch Teuffenbachische Tiraden von Albrecht hören müssen, und in Christinens Interesse lag es, der Familie Don Carlos' keinen Halt in Österreich zu geben; sicher war Friedrich, Christinens Bruder, auch mit im Komplott. Und es ist eigentümlich, daß ich nie eine so unveränderte Antipathie und Geringschätzung gegen jemanden besessen habe wie von Anfang an gegen diesen Vetter, der aalglatt und zuckersüß im persönlichen Verkehr, hinter dem Rücken skrupellos Intriguen spann. Möglich auch, daß die Familie, die das Eintreten der Toscana in ihre Reihen seit jeher scheel angesehen hatte, und auf deren Rang sie eifersüchtig war, abermals, wie schon sooft, die Gelegenheit ergriff, um ihnen einen Tort anzutun. Genug. Der Kindertraum war aus. Etwas in mir war gebrochen. Elvira, meine stille Braut, mein

Freund, mein Kamerad, die mir Halt, ja Freude und Liebe zum Beruf gab, für mich verloren. Was künftig sein sollte, war mir egal; von diesem Momente an habe ich kein weiteres Interesse an der Entwicklung meiner Karriere, meiner ganzen Zukunft gehabt. Wozu auch .....

XXVIII. Studien und Fahrten.

Es verging nun auch das dritte Jahr in Fiume, immer in der gewohnten Tätigkeit; Studieren, Besuche bei Verwandten, Sonntag-Nachmittagsausflüge mit meinem lieben Schiffsleutnant. Dies Jahr kam ich zu Ostern nicht heim, weil ich eine schwere Lungenentzündung hatte und doppelt eifrig nachholen mußte, um mich als Erster zu behaupten. Die Übungsreise führte uns erst nach Korfu, wo wir vierzehn Tage in Quarantäne liegen mußten, weil inzwischen in Dalmatien Cholera ausgebrochen war. An einem kleinen kahlen Eiland im Hafen von Korfu lagen wir vor Anker, die gelbe Flagge am Vortopp, und waren vom Lande vollständig abgeschnitten. Endlich gab man uns frei, und nun segelten wir erst nach Milo, dann nach Smyrna, wo ich wieder dank der Voraussicht meines Schiffsleutnants die knappe Zeit zu lehrreichen und interessanten Ausflügen benutzen konnte.

U. a. wurde der Stadt Manissa — das alte Magnesia — ein Besuch abgestattet und da ein Tag verweilt. Wie ins Zauberland versetzt kam man sich da vor; der terrassenförmige Aufbau der Stadt, die düsteren Cypressen, die überall die flachen Dächer weit überragten, die Bevölkerung, die würdevoll und schweigsam ihren Wegen nachging, die unzähligen kleinen und kleinsten Läden im Bazar, wo ein wie aus Holz geschnitzter Türke unbeweglich in einer dunklen Ecke saß, harrend, daß ein Käufer käme. Er rauchte seine Wasserpfeife, während durch seine Finger ein Rosenkranz glitt. Dazwischen kleine, hochbepackte Esel, die durch die Straßenmitte, in dem von Schmutz starrenden Rinnstein von den Treibern mit heiserem Schrei geleitet werden; kauernde Schildwachen, das Gewehr in eine Ecke gelehnt, die auf dem Boden inmitten von

Menschengewühl, in wirbelnden Staubwolken und brennender Sonne Schach spielen .....

In einem verfallenen Garten hinter einer Moschee fanden wir eine große Kirchenglocke und entzifferten die Inschrift: „Hans Fürst guss mich in Ofen 1520." Also mußten die Türken, die 1541 Ofen eingenommen und durch hundertfünfundvierzig Jahre besetzt hielten, diese Glocke weggeschleppt haben. Sie war noch intakt und wog vermutlich einige hundert Zentner. Es ist unbegreiflich, wie bei den damaligen höchst primitiven Transportmitteln dieses Stück den Weg von Ofen nach Magnesia gefunden haben mag. Es erinnert dies an den Bau der Obelisken und Pyramiden, der babylonischen Tempel und Paläste; man kann es sich kaum vorstellen, wie es möglich war, einen solchen Transport zu bewerkstelligen. Freilich haben Menschenkraft und Zeit keine Rolle gespielt. Ob nun ein paar tausend Sklaven mehr dabei zugrunde gingen, ob es Monate oder Jahre dauerte, war schließlich gegenstandslos. Man fragt sich nur mit welchen, damals gewiß primitiven Maschinen die Weiterbewegung, das Heben oder Aufrichten solcher Kolosse ermöglicht wurde. Vielleicht hat die Kunst der Ingenieure jener Zeit auf einer hohen Stufe gestanden und ist in Vergessenheit geraten, oder sie war das Geheimnis einer ausgestorbenen Familie, das mit ihr versunken ist.

Unser Kommandant, Fregattenkapitän Heinz, war ein äußerst kurioser Herr, etwas ängstlich, sehr formell, mit einem glatten Gesicht, spitzer Nase und einer außerordentlichen Beweglichkeit der Gesichtsmuskeln; wie Blitze zuckte es darin und veränderte die Ausdrucksweise momentan von vorsichtigem Lächeln zu brütendem Ernste oder zu einem teuflischen Grinsen. Er hatte einen weißen Spitz an Bord, der — wie alle seiner Rasse — äußerst bissig war und heimtückisch nach den Waden schnappte. Wir Jungen fürchteten und haßten dieses „Spitzentier", wie der Alte es nannte; manch hinterlistigen Biß mußte es mit einem plötzlichen Wasserguß entgelten, worauf es dann triefend zu seinem Herrn flüchtete und dieser wie ein Großinquisitor auf Deck kam, um nach dem Beleidiger seines Lieblings zu fahnden.

Als wir schließlich in Pola einliefen und im Vorhafen an die berühmte Boje Nr. 22 gingen, an welcher alle von einer Missions-

reise eintreffenden Schiffe zuerst festgemacht wurden, dauerte es aus lauter Vorsicht des Kommandanten lange Zeit, bis das Manöver beendet war. Wir Zöglinge sahen uns diese Operation von der Achterhütte an, die mit der Brücke verbunden war, und werden wohl unsere Glossen — die Jugend weiß ja alles besser — mehr oder weniger laut gemacht haben. Als das Manöver fertig war, kam Heinz ganz ruhig auf uns zu, blitzesschnell krampfte sich sein ledernes Gesicht mit den kleinen stechenden Äuglein zu einer boshaften Fratze zusammen und er sagte: „Sie denken, ich bin ein Angstmeier, warten Sie! Bis Sie so alt sind wie ich, sind Sie alle solche Angstmeier." Gewinnend lächelnd und sich die Hände reibend, gefolgt von seinem zähnefletschenden Spitzentier, stieg er in seine Kabine hinab. Mit dieser Selbstironie hatte er uns vollständig niedergeschlagen.

Ursprünglich sollten die Zöglinge in Fiume ausgeschifft werden, jedoch in Anbetracht der noch nicht vollständig erloschenen Cholera zog sich diese Reise bis Ende September hin und wir kehrten mit der Bahn nach Fiume zurück. Von Pola hatten wir nur den Hafen gesehen und die Schiffe in Abrüstung von weitem bewundert. Vom nächsten Jahre an sollte dann Pola unsere engere Heimat werden. An der prachtvollen Arena vorbei gings zum Bahnhof, und nun fuhren wir schön langsam durch das dürftige Istrien, sahen den Monte Maggiore, der von Fiume aus imponierend erscheint, flach und unscheinbar aus dem Tschitschenboden aufragen, und nach mehrfachem Umsteigen gelangten wir wieder an jene Stelle, wo die Bahn bei Mattuglie vom Karst den Abstieg nach der Bucht von Fiume beginnt. Plötzlich öffnet sich die Weitsicht auf See und Inseln, wie befreit weidet sich das Auge an den geliebten Entfernungen. Es ist dieser Anblick ähnlich dem auf der Fahrt von Freiburg nach Lausanne, wenn sich nach dem Tunnel von Chexbres die Aussicht auf den Genfer See mit den hochragenden Savoyer Bergen auftut, oder wenn man vor Sampierdarena plötzlich weit und scheinbar flach den Golf von Genua vor sich ausgebreitet sieht. Alle solche unerwarteten Ausblicke haben den besonderen Reiz, daß sich das Bild dermaßen einprägt, daß man es jederzeit klar und deutlich, ja mit den geringsten Details wieder hervorholen kann aus der wunderbaren Erinnerungskamera des Gehirns. Nun galt es, das

letzte und schwerste Jahr des theoretischen Studiums zu bewältigen. Alle Jahre kamen zu Beginn des Winters die Kadetten zur Offiziersprüfung nach Fiume, die die große Reise und einen Sommer praktischer Erprobung auf der Übungseskadre mitgemacht hatten. Man war stolz, zu ihnen eine Beziehung zu haben, denn es waren alte Schüler der Anstalt, die damals, als man selbst ein Greenhorn und noch teilweise eine Landratte, sich im ersten Semester zu orientieren bemühte, den vierten Jahrgang absolvierten. Ein lustiger Schwarm, in den Augen der Kleinen erfahrene Männer, die sich über die Disziplin und die Hausordnung hinwegsetzten, unserem würdevollen Cerberus alias Portier, Sedlaczek, auf den Bauch klopften, pfeifend und rauchend die Stiegen hinabrasten und uns Kopfnüsse austeilten, wo sie uns erwischen konnten. Nun waren wir selbst die Herren, freuten uns auf unsere „vierten Jahrgänger", da wir ja doch durch diesen Verkehr bei den Jüngeren noch mehr im Respekt stiegen. Wir waren nun Abrichter im Infanterieexerzieren, hatten die Vormeisterstelle in der Batterie und am Exerziermast, die vornehmsten und verantwortungsvollsten Posten beim „Segelfest". Ebenso kommandierten wir die Boote, lernten mit der Dampfbarkasse herumzusausen und beim Segeln alle jenen kleinen Kniffe auszunützen, die einen tüchtigen und verläßlichen Steuermann auszeichnen. Man war nicht mehr der Kuli, sondern zum Gent avanciert, auf einen verantwortlichen Posten vorgerückt, es schien gut und praktisch, sich schon zeitig mit den zukünftigen Pflichten bekanntzumachen. Ist doch die Pflicht der Verantwortlichkeit eine der schwersten Lasten, die einem Menschen aufgebürdet werden können. Das Wohl und Wehe einzelner, vieler, oft einer ungeheuren Anzahl von Menschen hängt von dem Einen ab. Wohl wird nicht jedem die ganze Fülle der Last zum Bewußtsein kommen, einem solchen ist verhältnismäßig leicht, sich damit abzufinden; gewissenhafte und sensitive Menschen brechen oft darunter zusammen, wenn das Selbstvertrauen kein ausgeprägtes ist. Diese Pflicht lastet insbesondere auf dem Seemann, sei er ein untergeordneter Offizier oder Kommandant eines Schiffes mit tausend und mehr Mann Besatzung. In den vier Stunden der Wache treten oft Momente ein, die von großer Tragweite sind. Ein Augenblick der Unentschlossenheit, ein Zaudern,

ein nicht richtiges Erfassen der Situation haben schon furchtbare Katastrophen herbeigeführt und werden immer wieder solche herbeiführen. Die nötige Ruhe, die Kaltblütigkeit im blitzesschnellen Abwägen der Faktoren gegeneinander, der rasche entscheidende Entschluß aber lernen sich nur durch lange Erfahrung; darum ist es nötig und wichtig, daß Menschen, die in eine verantwortungsvolle Position gelangen sollen, sich schon bei Zeiten nach dieser Richtung hin vorbereiten und methodisch eingeübt werden. Ist man einmal seiner Sache sicher, so funktioniert Auge, Gehirn, Sprache oder Bewegung ganz von selbst. Die Gedankenfolgerungen einer Aktion sind einfach ausgeschaltet, es tritt an ihre, immerhin Zeit in Anspruch nehmende Angliederung sofort das Endresultat: Eingriff durch Sprache oder Bewegung. Dieser so exakt funktionierende Apparat des menschlichen Gehirns ist bewundernswert; er kann nur durch Einhalten strikter Regelmäßigkeit bei der Zufuhr von physischem wie geistigem Nahrungsmaterial intakt arbeiten. Ein beliebiger Ausfall, eine Überanstrengung, ein Exzeß bringen sogleich Unregelmäßigkeiten in den Gang dieser Maschine, und daraus resultieren Störungen in der Raschheit der Ausführung. — Das letzte Jahr ging verhältnismäßig rasch dahin. Auf der großen Tafel im Studiensaal erschien jeden Morgen eine kleinere Ziffer, die Tage anzeigend, die noch bis zur Schlußprüfung verlaufen sollten; endlich war auch dieser wichtige Moment gekommen und auch überstanden. In der Kapelle der Akademie standen die neuen Kadetten, den langen Säbel mit dem seidenen Portepee an der Seite, den Zweispitz in der Hand, und vor der Kriegsflagge wurde der Eidschwur einstimmig nachgesprochen. Ein feierlicher und inhaltsschwerer Eid band einen nun für neun Jahre, treu und willig zu dienen, sein Bestes herzugeben, Leib und Leben zu lassen für das Wohl das Vaterlandes und dem Rufe des Kaisers zu folgen, ohne zu zaudern, ohne zu fragen, ohne zu forschen, was das Schicksal in Bereitschaft habe. Dann kam die Verabschiedung vom Lehrkörper, von den Kameraden, vom liebgewordenen Haus und dem dunklen Lorbeerwald, von den Stunden froher Jugend und den schützenden Mauern der alten Akademie. Man trat ins Leben, jung und doch ernst, man setzte den Fuß auf die erste Sprosse der Leiter. Man war unter den Jungen der Älteste geworden, nun war man

wieder der Jüngste, der Letzte, hatte nicht mehr herab-, sondern hinaufzusehen. — Ein Zufall brachte es mit sich, daß gerade der Kaiser zu den Flottenmonövern in Pola weilte. Bloß auf einige Tage wurde ich auf S. M. S. Custozza, einem alten Panzerschiff, eingeschifft und machte die letzten Übungen mit. Am Tage der Abreise des Kaisers ließ er mich einladen, mit ihm bis Ischl zu fahren, das ja nicht weit von Langreith gelegen ist, wo meine Eltern den Sommer zubrachten. Ich bekam die Erlaubnis zur Ausschiffung und trat damit meinen Urlaub an.

XXIX. Mit dem Kaiser nach Ischl.

Mit einem gewissen Herzklopfen wartete ich am Bahnhof in Pola auf den Kaiser. Der lange, hell beleuchtete Hofzug stand da im Dunkel der südlichen Nacht. Von fern her schimmerte das Weiß der alten römischen Arena gespenstig, die Ehrenkompagnie stand abseits, ein Wall von Menschen rund um den Bahnhof; auf dem Perron die Admiralität, kirchliche und staatliche Würdenträger in buntem Gemisch. Da, ein Trommelwirbel, ein scharfes Kommando, rauschend setzte die Volkshymne ein; der Kaiser, schlank, lebhaft, raschen Schrittes betrat den Perron, ging die Ehrenkompagnie ab, das Spiel wurde auf seinen Wink eingestellt, rasch jedem ein Wort, einen Händedruck, mir winkte er einzusteigen und schon setzte sich der Zug langsam in Bewegung, brausende Hochs, Evvivas und Zivios erfüllten die Luft.

Ich hatte ein molliges Kupee für mich und die vielen Erlebnisse der letzten Tage, der Eidschwur, die unerwartete Einschiffung, die Manöver, der Kaiser, alles schloß sich im Traume zu einer Sinfonie zusammen, in der die Oberstimme dominierte: „Gott erhalte!" Zeitig morgens schon in der grünen Steiermark war man im Speisewaggon versammelt, der Kaiser kam, es wurde gefrühstückt, dasselbe Geschirr, derselbe Kaffee, die Brötchen, das kalte Fleisch, Eier und Gebäck wie in der Burg in Wien. Vom Gefolge nahmen nur die Generaladjutanten, der Leibarzt und der Marinekommandant daran teil, nebst mir und dem Baron und dem Schiffsleutnant Jedina. Der Kaiser war bald fertig und wir beeilten uns, da er flüchtige Blicke auf den Inhalt unserer Tassen warf. Den Vormittag über blieb man in seinem Kupee. Alle Stationen waren beflaggt, es standen die Beamten in Gala stramm und wichtig da, überall eine

Menschenmenge, Hüteschwenken, Jubel, Hochrufe, wenn der Kaiser bei der Durchfahrt durch eine größere Station am Fenster erschien. Noch das gemeinsame Mittagessen, das auch in raschem Tempo absolviert wurde, und wir fahren schon an Aussee vorbei. Der Dachstein grüßt über den dunklen Tannen und der See wirft sein Ebenbild zurück. In Ischl verabschiedete sich der Kaiser huldvoll und freundlich und wehrte meinen Dank liebenswürdig ab. Launig meinte er: „Es freut mich, dem Beginne Deiner Karriere beigewohnt zu haben, ich habe Dich gern bis hierher gebracht" — und mit Grüßen an meine Familie entließ er mich. Bald saß ich im Wagen und rollte im herrlichen Salzkammergut dem geliebten Langreith zu, stolz auf meinen Eintritt ins neue Leben.

XXX. Österreichs verfehlte Italien-Politik.

Das italienische Volk ist keineswegs ein homogenes Gefüge. Der Norden, also der Piemont und die Lombardei, sind von alters her eine Zugstraße verschiedenster Völker gewesen, die über die Alpen herüberkamen, Italien zum Teil überschwemmten, wieder zurückfluteten, in die abgelegenen Täler gedrängt und wieder herausgeholt wurden; neue und abermals neue Völkerscharen ergossen sich in dieses fruchtbare Bassin, das aus der Po-Ebene besteht, allseits von Gebirgsmauern umgeben ist und nur im Osten gegen die Adria hin sich öffnet. Hin und her flutete durch Jahrhunderte der Menschenstrom, immer mehr Sedimente wurden zurückgelassen, diese wieder aufgewirbelt, und als zu Beginn des Mittelalters der Zustrom versickerte, war eine vielfach von germanischen Elementen durchsetzte Völkerschaft endlich seßhaft geworden, die sich durch Gleichmut und Fleiß auszeichnet. Östlich von derselben in Friaul und Venezien hat sich eine lebhaftere, ebenfalls handelstüchtige, aber durch die Benutzung des Meeres findig gewordene Mischbevölkerung niedergelassen, deren ethnographische Grenze gegen die Lombardei bald verschwindet und die, wenn nicht zu einem einheitlichen, so doch sehr nahe verwandten Volke verschmilzt. In den hohen und rauhen Alpentälern des Westens, Piemont und Savoyen, erhielt sich lange Zeit hindurch ein ernsterer und gesetzterer Stamm, den der kärgliche Ertrag des Bodens nicht ernähren konnte und der vielfach abwanderte, um gleich den Zigeunern den Westen Europas zu durchstreifen. Immerhin mag das Volk nördlich des Appenins als einheitlich angesehen werden. Südlich dieses Gebirgszuges, geographisch in Mittelitalien, saßen die alten Völkerschaften der Etrusker, Sabiner, Latiner und Umbrer, die nach und

nach verschmolzen und den Kern des römischen Reiches ausmachten; lebhaft, abenteuerlustig, herrschsüchtig und stolz. Ihr Gebiet war, wenn auch nur vorübergehend und meist auf kurze Zeit, von fremden Völkern heimgesucht worden, die sich aber bald wieder rückwärts wandten. Nach dem Verfall des römischen Reiches sonderten sich die Interessen. Rom und die Romagna entwickelten sich unter der stets wechselnden Macht des Pontifikats, während in Toscana mehrere Bürgerrepubliken entstanden, die nach und nach unter der Führung der Mediceer sich zu einem abgerundeten und einheitlichen Staate mit dem Brennpunkt Florenz konsolidierten. Immerhin erhielten sich bis spät ins Mittelalter einzelne Fürstengeschlechter, die einer auf Kosten des andern unter beständigen Fehden lebten und deren Angliederung an das Ganze sich schließlich durch Bezwingung ihrer Burgen und Schlupfwinkel, sowie durch die Einsicht ergab, wenn auch nicht mehr frei und ungebunden, so doch gemächlich leben zu können. Das südliche Drittel Italiens wieder war unausgesetzt der Schauplatz von Völkerbewegungen und Einflüssen kriegerischer und kultureller Art. Das Volk ist vielfach gemischt mit germanischen, griechischen, semitischen und afrikanischen Elementen, die politische Unruhe und Unsicherheit, in der es viele Jahrhunderte lang gestanden hatte, hat den äußerst lebhaften, heimtückischen und treulosen Charakter dieses Teiles des italienischen Volkes vorzugsweise ausgebildet. Eine faktische Einheit Italiens hat es nie gegeben, denn Spezialinteressen haben es mit sich gebracht, daß der Norden jenseits der Alpen und Venedig nach dem Osten gravitierte, Mittelitalien verhältnismäßig geschlossen, wenig Expansionsgelüste trug, während der Süden seine Fühler überall hin über das Mittelmeer ausstreckte. Im Mittelalter hatte sich in Oberitalien Savoyen unter seiner erbgesessenen, vielfach mit Frankreich verschwägerten Dynastie zu einem tüchtigen, strebsamen und soldatischen Lande entwickelt. Ferrara und später Modena unter den Este, Mantua unter dem Gonzaga, Mailand unter den Sforza und Visconti, Parma unter den Farnese formten sich zu lebensfähigen Gebilden. Die Konkurrenz des groß und mächtig werdenden Toscana mit seinen kaufmännisch hervorragenden Großherzogen wurden scheel angesehen. Vielfache Verschwägerungen unter diesen kleinen Staaten hatten zur Folge, daß sie sich

gegen Invasionen seitens der mächtig aufstrebenden Habsburger und Capetinger zusammenschlossen, und wenn auch Abfall und Verrat zwischendurch vorkamen, so war im großen und ganzen doch ein Zusammenhalten ersichtlich. Süditalien wird bald von den Angiovinen, bald wieder von den Spaniern besetzt und bedrückt, ebenso Sizilien von verschiedenen Dynastengeschlechtern meistens mißregiert. Als zu Beginn des 18. Jahrhunderts die große Aufteilung Italiens erfolgte, Bourbonen in Neapel und Parma ihren Einzug hielten, Lothringen-Habsburger in Toscana und später in Mailand und Venedig geboten, und die Piemontesen den natürlichen Schutz in Frankreich suchten, wirkte der verschiedenartige Druck, der auf den Ländern lastete dahin, daß sich Ausgleichsbestrebungen anbahnten. Erst war man sich wohl eines späteren gemeinsamen Zieles noch unbewußt. Der Komet Napoleon, der Italien durchfuhr, Dynastien wegwischte, neue Ideen der Freiheit und Gleichheit aller Menschen verbreitete, die abgeschlossenen Teile Italiens auseinanderriß und andere zusammenkittete, der allgemeine Niederbruch des germanischen Elements vor dem Impetus des romanischen, führte eine gründliche Durchmischung der Geister herbei. Es war ein Königreich Italien entstanden, es hat eine Zeit gelebt und hatte wohl oder übel in einer sonderbaren Trunkenheit funktioniert. Die Reaktion aber blieb nicht aus. Was Napoleon zusammengeschweißt, rissen nach seinem Verschwinden Habsburg und Bourbon wieder auseinander. Die alten Staaten wurden hergestellt, die geflohenen Dynastien kamen zurück. Die Freiheitsideen der französischen Revolution aber hatten Fuß gefaßt; mit unstaatsmännischer Härte, mit Bedrückung und vielfach mit Grausamkeit wurden sie ausgerottet, bis der Zustand der vornapoleonischen Herrschaft wieder eintrat. Insbesondere in Oberitalien und in Toscana ward durch die österreichische Armee jedes Freiheitsgelüst schmerzhaft niedergehalten. Die Bourbonen spanischer Herkunft in Neapel und Sizilien herrschten höchst willkürlich, Bestechung und Aussaugung gingen dort Hand in Hand. Langsam begann der Papst gegen die österreichische Fremdherrschaft zu wühlen, geschickt unterstützt durch Piemont, das sich ruhig verhielt und durch Frankreich gedeckt erschien.

Das Jahr 1848 brachte kleinere Aufstände; ängstliche Gemüter rieten den Monarchen zum Ausweichen. Dies aber zeigte dem

Volke nur ihre Schwäche. Es beruhigte sich jedoch anscheinend nach den Siegen Radetzkys wieder alles, indessen die Propaganda unter der starren Eisdecke der österreichischen Weiß- und der neapolitanischen Rotröcke lebhaft und leidenschaftlich betrieben wurde. 1859 brach das Gewitter los. Frankreich-Piemont besiegte Österreich bei Magenta und Solferino; die Dynastien mußten fliehen, der Haß gegen Österreich machte sich in mitunter grotesker Kleinlichkeit Luft. Ganz Italien war frei des Druckes und jubelte dem Sieger zu, der nun den Moment gekommen sah, den reifen Apfel zu pflücken. Italien war geeint und der verhaßte Bedrücker entfernt. Trotzdem 1866 Österreich bei Custozza und Lissa siegreich blieb, war die Schlacht von Königgrätz entscheidend. Der letzte Rest Italiens, Venezien und Friaul mußte geräumt werden, und dies hat nicht wenig beigetragen, die Einheit Italiens zu verstärken. Aber auch gleich setzte die Campagne der „Unerlösten", der Irredenta, ein. Italienische Bevölkerung lebte in Südtirol, in Istrien und Dalmatien, diese lebhaft durch Wort und klingende Münze unterstützt, führten nun den Maulwurfskampf fort, und wenn Österreich im vollen Rechte, in seinen Provinzen Ruhe zu verlangen, diesem oder jenem Schreier empfindlich auf die Finger klopfte, ging ein Sturm der Entrüstung durch Italien, und der Gedanke der Revanche wurde glimmend erhalten. Bismarck wird seine damals schwerwiegenden Gründe gehabt haben, den Dreibund zu kreieren, der Europa in der Mitte durchschnitt; der Antagonismus Italiens gegen Österreich, das nun gezwungen an demselben Karren ziehen mußte, in gleichem Schritt mit dem vorgespannten Deutschland, schlief aber darum nicht ein; im Gegenteil, immer lebhafter wurde der Haß. Wenn der Italiener das so beliebte Schimpfwort „Porco" (Schwein) für jeden Ausländer bereit hält, so setzt er stets „austriaco" (österreichisches) dazu, denn jeder Germane, ja, jeder anders sprechende blonde Mensch mußte in Italien ein ebenso verhaßter Österreicher sein, als nach 1870 in Frankreich ein „Prussien". Österreich war das Asyl der 1859 Vertriebenen. Die Lothringen-Habsburger, die in Toscana residiert hatten, ließen sich in Salzburg und Wien nieder; die Bourbonen von Parma hatten ihr Hauptquartier in Frohsdorf bei Wiener Neustadt; der letzte Modena, der schon in der zweiten Generation Österreicher war, in Wien: die Neapolitaner teils in

Österreich, teils in Bayern und der aus Spanien endgültig vertriebene Don Carlos lebte meist in Österreich.

Die Fäden der legitimistischen Propaganda gingen von Wien als Zentrum aus, und das trug auch nicht wenig dazu bei, daß in Italien gegen Österreich Stimmung gemacht wurde, das im Verdacht stand, im geheimen die Bestrebungen der vertriebenen Monarchen zur Wiederherstellung früherer Verhältnisse, zu unterstützen. Immer wieder ward auf Custozza und Lissa hingewiesen und mit eingebildeten Leiden der Unerlösten eine glimmende Kohle der Revancheidee in Italien vor dem Verlöschen bewahrt.

XXXI. Franz Joseph als Familienchef.

Ähnlich wie im alten Rom der pater familias die eigene und der erwachsenen Söhne Familie unter seiner Gewalt vereinigte und diese ein geschlossenes Ganze bildeten, so war in den meisten Staaten der Herrscher auch gleichzeitig der Autokrat in seiner Sippe. Maria Theresia hat es verstanden, da sie gewissermaßen als Letzte eines Stammes eine neue Familie aufzuzüchten hatte, ihre vielen Kinder und Enkel, die überall hin verstreut waren, durch sorgende Mutterliebe zu einer einheitlichen Familie zusammenzuhalten. Kaiser Franz, ihr Enkel, hat in dem ihm eigenen gutmütigen und gutbürgerlichen Familiensinn seine und seiner Geschwister Nachkommen ebenso zusammengefaßt, und es war Usus geworden, daß Entschlüsse einzelner oder ganzer Stämme von dem Verdikte des Oberhauptes abhingen. Von ihm und seinen vier Brüdern, dem Großherzog Ferdinand III. von Toscana, den Erzherzogen Karl, Joseph und Rainer stammen die fünf Familien des Hauses Lothringen-Habsburg. Der Zweig Toscana war 1859 nach Österreich zurückgekehrt und gleich ihm Rainer mit seinen Söhnen, der als Vizekönig der Lombardei in Mailand residiert hatte. Die Familie Joseph war in Ungarn ansässig, Karls Nachkommen in Wien geblieben.

Kaiser Franz Joseph hatte keine leichte Aufgabe, die durch Generationen in nichtdeutschen Ländern ansässig und gewissermaßen mit dem Volke mehr oder weniger verknüpften Zweige seines Hauses in eine einheitliche, den gesunden Verband der Familie garantierende und dem allgemeinen Wohl förderliche Richtung zu lenken. Sein stark entwickelter Ordnungssinn und der Umstand, daß er schon im zarten Jünglingsalter die verantwortungsreichste

Stellung als ziemlich unumschränkter Monarch angetreten hatte, erleichterten ihm die Aufgabe heterogene Elemente zusammenzubringen und sie zu gewöhnen, ihren separatistischen Neigungen zu entsagen. Wenn dies auch anfänglich nicht besonders gelang, so entwickelte sich im Verlaufe der Zeit doch gegenseitiges Verständnis und Zusammenschluß. Mitunter freilich gab es Reibungen und scharfe Gegensätze, die sich oft lange Zeit vorbereiteten, um dann plötzlich auszubrechen. Natürlich trugen diese Zwischenfälle keinen elementaren Charakter, sondern sie bewegten sich im Rahmen höfischer Form. Immer wieder trat der Kaiser vermittelnd dazwischen. Zu seiner Ehre sei es gesagt, daß er stets loyal beide Parteien anhörte und erschöpfend befragte, um dann nach reiflicher Überlegung seinen Entschluß kund zu geben. Er war unerbittlich dahinter, daß sein Richtspruch auch befolgt werde. Solche oft kleinliche Streitigkeiten irritierten ihn über alle Maßen und er konnte, wenn seine Geduld erschöpft war, manchmal wie ein Donnerwetter hineinfahren. Aber bald wieder zeigte sich bei ihm der blaue Himmel, und nach einigem Nachgrollen war er besänftigt. Der Familienrang war ja durch die Deszendenz festgestellt: Erst kam die Familie des Kaisers, er selbst, sein Sohn, seine weiteren Brüder und deren Söhne, dann kam die Familie Toscana in gleicher Weise gegliedert, dann die Linien Erzherzog Karls, hernach die Josephs und die Rainers. Dadurch wurde die Anciennität ausgeschaltet. Der greise Feldmarschall Erzherzog Albrecht ging hinter dem jüngsten, eben majorenn gewordenen Toscana und der Erzherzog Rainer, der Doyen des Hauses, war der Letzte, weil im Familienrang Jüngste. Ebenso regelte sich der Rang bei den Frauen. Es wurde diese Ordnung streng eingehalten, die Gruppierung ergab gleich ein genealogisches Bild der Abstammung.

Der Verkehr der Famlienmitglieder mit dem Kaiser war ein zweifacher: ein dienstlicher und ein außerdienstlicher. Dies wurde streng auseinandergehalten. Da die meisten Erzherzoge aktiven Militärdienst taten — mit Ausnahme von einigen alten Herren, die ehrenhalber die Inhabersuniform eines Regiments trugen — hatten die An- und Abmeldungen beim Eintreffen in Wien oder bei der Abreise, ebenso nachgesuchte Audienzen, rein militärischen Charakter; der Kaiser war da nicht der Onkel oder Fa-

milienchef, sondern der oberste Kriegsherr. Danach gestaltete sich auch der Inhalt des Gespräches, das bei einer solchen Audienz geführt wurde. Alle anderen Zusammenkünfte trugen familiären Charakter, auch offizielle Feierlichkeiten kirchlicher, diplomatischer oder sozialer Art. Bei solchen war aber stets der Familienrang maßgebend, außer bei ganz intimen Familiendiners, wo mitunter die Anciennität als selbstverständlich anerkannt wurde. Immer aber war die Person des Kaisers pointiert. Die Anrede war nie anders als „Majestät“ und in der dritten Person pluralis, selbst von seinen Töchtern in Gegenwart anderer Familienmitglieder. So zwanglos sich auch Kaiser und Kaiserin gaben, die gewaltige Kluft zwischen ihnen und den anderen war immer da. Es war auch nicht unklug, daß sie eingehalten wurde, denn der Respekt leidet durch Familiarität, wie man es ja an anderen Höfen genugsam beobachten konnte. Der eigentümliche Zwang des Familienranges brachte es auch mit sich, daß man innerhalb eines Zweiges des Hauses, ja innerhalb derselben Familie, streng auf Rangordnung hielt. Schon seit der frühesten Kindheit wurde dieser Brauch eingeprägt, und immer wieder hervorgekehrt. Man war damit aufgewächsen und fand die Abstufungen ganz selbstverständlich.

In der Form des Verkehrs mit dem Familienoberhaupt ließen sich etwa drei Abstufungen hervorheben. Am strengsten ging es in der Burg in Wien zu. Schon in Schönbrunn, das ja quasi eine ländliche Residenz der Hauptstadt war, wurde nicht mehr so peinlich auf alles Formelle gesehen. In Ischl war das familiäre Beisammensein am ausgeprägtesten, denn hier war der Kaiser zur Erholung, also als Privatmann und Sommergast, meist im Jagdanzug, und dieser Umstand brachte es wohl auch mit sich, daß von strikter, auf das Militärische zugeschnittener Form abgegangen wurde. So liebenswürdig und eingehend sich der Kaiser für rein familiäre Angelegenheiten interessierte, so war man doch immer von dem Gedanken erfüllt, durch Aufrechterhaltung von Respekt und Takt seine besondere Stellung hervorzuheben. Zu den Familiendiners, die öfter stattfanden, ging man stets in Uniform; die Erzherzoge, die die Generalscharge bekleideten, als Oberste ihrer Regimenter, der Kaiser meistens in Dragoneruniform, die, wie übrigens alle anderen, seine schlanke Gestalt vorzüglich

kleidete. Von Orden wurden nur die militärischen und das goldene Vließ getragen. Die Damen waren in einfacher Toilette und das Gespräch bei Tische wurde bald lebhaft, ebenso nachher, wenn man in kleinen Gruppen — ich möchte beinahe versucht sein „Sympathiegruppen" zu sagen — beisammensaß oder in den Fensternischen stand. Es wurde da ungezwungen von allem und jedem gesprochen und der Kaiser, der ein scharfer Zuhörer war, griff da und dort ein oder verteidigte mit der ihm eigentümlichen Lebhaftigkeit einen Standpunkt. Man konnte sich überzeugen, welch ausgezeichnetes Gedächtnis er besaß. Vielfach wurde Genealogisches ins Treffen geführt und dann mein Vater gerufen, der auf diesem Gebiete eine anerkannte Autorität war. Bei einer solchen Gelegenheit erzählte, sehr zu unserem Ergötzen, meine Großmutter eine Geschichte ihres Vaters Franz I. von Neapel, des Rè Bomba, so geheißen, weil er gelegentlich eines Putsches Messina bombardieren ließ, zur größten Empörung der Neapolitaner: Der Kriegsminister kam einstmals zum König, um sich mit ihm wegen der Neuuniformierung des Neapolitanischen Heeres zu beraten, ob es angezeigt sei, sie mit weißen Röcken, wie die Österreicher sie trugen, oder mit roten zu bekleiden. Der König aber meinte ganz trocken in seinem unverfälschten Neapolitanisch: „Vesdideli di biango vesdideli di rosso schgabbano sembre" — also: Ziehen sie weiß oder rot an, davonlaufen tun sie immer.

Mit einer anderen Anekdote illustrierte sie, wie Verbotenes reize. Sie erzählte von einem ganz alten Herzog, der sein Leben lang nicht aus Neapel herausgekommen war und der auch jedes Ansinnen, eine Reise zu machen, ausschlug. Der König hörte davon und verbot ihm spaßeshalber, unter Strafe von 20 000 Dukaten Neapel zu verlassen. Eine Woche verging in gespannter Erwartung, und noch eine, plötzlich kam der Herzog zum König, legte ihm einen Beutel mit der geforderten Strafsumme zu Füßen mit der Bitte, ihm nur kein Hindernis in den Weg zu legen. Er sei entschlossen, von Neapel abzureisen, um sich die Welt anzusehen. — So hörte man bei diesen geselligen Zusammenkünften allerlei interessante Geschichten aus der „guten alten Zeit", wo weder Eisenbahn noch Telegraph die Gemüter erregten.

XXXII. Franz Joseph's Umgang mit Frauen.

Das Verhältnis des Kaisers zur Kaiserin war äußerlich schon ein sehr kühles, obwohl sich beide bemühten, selbst im Familienkreise nicht merken zu lassen, daß keinerlei innere Bande sie aneinander fesselten. Die Charaktere waren aber auch wohl zu verschieden. So sensitiv und leicht empfindlich die Kaiserin war, so wenig inklinierte Franz Joseph nach dieser Richtung, und es ist ja auch begreiflich, daß ein gemeinsames Leben unmöglich war, denn der Kaiser war peinlich genau in der Innehaltung seines Tagesprogramms, das um 4 Uhr morgens begann und um 9 Uhr abends aufhörte; während Elisabeth erratisch, ganz den spontanen Einfällen oder Stimmungen nachgehend, den Tag zur Nacht oder umgekehrt machte und darin in gewissem Sinne eine Ähnlichkeit mit ihrem Vetter, dem unglücklichen Ludwig II. von Bayern hatte. Es gehört ein speziell abgetönter Charakter dazu, mit einer mimosenhaften Natur eine Gemeinschaft führen zu können. Man will manchmal auch etwas Derberes in den Händen haben, das man ungescheut fest anfassen kann. Ich kann Franz Joseph nachfühlen, so sehr ich die Kaiserin verehrte und sie auch wohl in ihrer Eigenschaft verstand, daß er das Bedürfnis nach einer flotteren Umgebung bekam. Und in der Familie hat seine intime Freundschaft mit der bekannten Bühnenkünstlerin Katharina Schratt niemanden gewundert. Sie war eine resche Wienerin, lustig, witzig und gemütlich, und es ging von ihr der stets wirksame Zauber des Theaters aus; wenn der Kaiser seine Geschäfte, die ihm ja oft Ärger genug brachten, erledigt hatte, so war es ihm Bedürfnis, in ein ganz anderes Milieu zu kommen. Er wollte eben den Kaiser abstreifen und auch mal auf ein paar Stunden Mensch und Bürger sein, den Zwang hinter der Gartentüre von Hietzing zurücklassen, von seinem Piedestal mitten ins Leben hinein herunterspringen,

sich harmlos vergnügen, und auch reden können, ohne daß jedes Wort abgewogen sein müsse. Hier fühlte er sich wohl, hier hatte er seine tägliche Kartenpartie, hier unterhielt er sich mit einem kleinen Kreis von lustigen jungen Mädchen, und Frau Schratt war erfinderisch, ihm in diesem Kreise stets neue Anregungen zu bringen. Ihr Einfluß auf Franz Joseph war aber damit zu Ende. Sie wollte sich auch gar nicht zur Vermittlerin von allerhand ehrgeizigen Wünschen hergeben, es genügte ihr zu wissen, daß sie dem Kaiser die Frau ersetzte. —

Von seinen Töchtern stand ihm wohl Valerie am nächsten; sie die ihren elf Kindern eine ausgezeichnete Mutter war, zog den vereinsamten Vater langsam in ihre große Kinderstube, sie betreute ihn und sorgte für ihn, und er fand hier wieder ein anders geartetes Heim, das ihm Zerstreuung und Freude brachte. Verstehen es ja zumeist die Großeltern besser, mit den Enkeln umzugehen, als deren Eltern, vielleicht weil sie die Fehler einsehen, die sie selber einst begangen haben und das gutmachen wollen, was von ihren Kindern wiederum gesündigt wurde. Valerie ist eine Frau, die einen natürlichen feinen Takt besitzt, und an deren Charakter Schmeichelei und Kriecherei abprallt. Einfach und bescheiden in ihrem Auftreten, ohne jegliche Prätensionen, immer hilfsbereit und tätig, ging sie stets mit offenen Augen durchs Leben und wußte sich in jeder Situation zurecht zu finden, ohne Zimperlichkeit und Prüderie. — Persönlich habe ich immer große Stücke auf sie gehalten, weil sie es verstanden hat, Reibungen innerhalb der Familie zu beseitigen; man konnte sich unbedingt darauf verlassen, daß sie mit ihrem sicheren Gefühl bemüht war, alle Unstimmigkeiten beizulegen.

Zu den übrigen weiblichen Mitgliedern seines weitverzweigten Hauses stand Franz Joseph in einem rein äußerlich formellen Verhältnis und seine Beziehungen zu ihnen beschränkten sich auf kurze Zusammenkünfte bei den Familiendiners und auf seltene, meist sehr flüchtige Besuche seinerseits bei irgendwelchen offiziellen Anlässen, Höflichkeitsvisiten u. dgl. — Von intimen Verbindungen, die wohl hauptsächlich in seine Jungendzeit fielen, hat man nie etwas näheres vernommen. Er war ein Mensch der Arbeit und hatte für Ablenkungen irgendwelcher Art wenig Zeit.

XXXIII. Das spanische Zeremoniell.

Ein besonderes Amt war das des Hofzeremonialdirektors, der das streng innegehaltene Zeremoniell als einziges Ressort versah. Schon zu Zeiten Kaiser Karl V. war die spanische Hofetiquette im Lande der Grandezza groß geworden, und insbesondere Kaiser Rudolf II., der seine ganze Jugend in Spanien verlebte, hatte ein umfangreiches Programm für alle einschlägigen Fälle aus Spanien mitgebracht und am Hof in Wien eingeführt; Leopold I., ein Freund der strengen und steifen Etiquette, setzte dieses Programm der Äußerlichkeiten fort, und so waren die Grundlagen geschaffen, die dann später zum allgemeinen Gebrauch wurden. Es erscheint uns lächerlich, wenn z. B. der König von Spanien des 17. Jahrhunderts nur unter ganz genau innezuhaltenden Zeremonien seine Frau besuchen durfte. Der Tag und die Abendstunde waren festgesetzt, der König trug ein schwarzes enganliegendes Gewand, ein Mäntelchen um die Schultern, und wurde vom Obersthofmeister abgeholt. Unter Vorantritt eines Granden, der ein Licht trug, und eines zweiten, der ihm mit einer geschliffenen Karaffe reinen Wassers, für das er die Verantwortung hatte, folgte, begab sich der König durch die Flucht der Vorzimmer, in denen, nach Rangklassen abgestuft, der Hofstaat versammelt war, flankiert von den höchsten Staatschargen und einer Abteilung Hellebardiere, zu den Gemächern der Königin. Sie wieder war von ihrer Obersthofmeisterin auf den bevorstehenden Besuch aufmerksam gemacht worden. Rechtzeitig wurde sie in ein bestimmtes Gewand gekleidet, und das Entgegengehen zum Empfang des Königs war so genau geregelt, daß beide in einem festgesetzten Gemache gleichzeitig eintreffen mußten. Dieses war dem

Zwecke der Zusammenkunft entsprechend möbliert und vorbereitet worden. Licht und Karaffe wurden dort abgesetzt, und das beiderseitige Gefolge zog sich, wieder genau nach dem Range abgestuft, die Höchsten in größerer Nähe, zurück, und harrte geduldig auf seinem Posten aus, bis das Ehepaar, Mann und Frau, jedes durch eine andere Tür wieder erschien; der Rückweg vollzog sich in genau derselben Weise. Wehe, wenn den König so ohne weiteres die Lust angewandelt hätte, seiner Frau einen Besuch zu machen! Es ist nicht auszudenken, welches Wirrwarr dies erzeugt hätte und fraglich, ob der König überhaupt bis dahin gelangt wäre, wo es ihn hinzog. Vielleicht hätten ihn die verzweifelten Höflinge in seinem Schloß, in dem er sich ja selbst nicht auskannte, auf allerlei Umwegen wieder in seine Gemächer zurückgeführt.

Das in Wien übliche Zeremoniell gliederte sich erstens in das des täglichen Gebrauches, und zweitens in das bei besonderen Feierlichkeiten, wie die Karwoche, Besuche fremder Fürsten, Bälle, Empfänge, Hochzeiten und Leichenbegängnisse geübte. Für jeden solchen Fall war eine besondere Verordnung vorhanden, die pünktlichst eingehalten werden mußte. Der Rahmen, innerhalb welchem sich das Zeremoniell abspielte, war die Hofburg. Ein mächtiger, altersgrauer Bau mit vielen Höfen und unzähligen Treppen, das Gewühle der Stadt vornehm abweisend, liegt die Burg am westlichen Rand der inneren Stadt. In den zwei mächtigen Geschossen befinden sich weite Fluchten von Gemächern, die zumeist für Gäste eingerichtet sind. Smyrnateppiche bedecken den Boden, riesige Kristalluster hängen tief herab und die Wände sind buchstäblich bekleidet mit den kostbarsten Gobelins, jedes Appartement eine bestimmte Serie enthaltend. Tische und Konsolen mit Florentiner Intarsien, schwere Seidenvorhänge und ebenso bezogene Möbel geben den Räumen den Anstrich altertümlich vornehmer Pracht. Vor der Eingangstüre halten zwei Trabanten in ihrer mittelalterlichen Uniform mit Hellebarden im Arme Wacht. Der Saaltürhüter und einige Lakaien sind zur steten Dienstleistung bereit. Des Abends entflammen Hunderte von Wachskerzen auf jedem Luster, die Figuren auf den Gobelins erhalten Leben, treten aus dem Hintergrund hervor, und man vermeint, sie müßten sich jeden Augenblick bewegen. Wenn das Diner serviert ist, so meldet

dies der Türhüter, die Flügeltüren tun sich auf, hell erleuchtet strahlt der Tisch, hinter jedem Stuhl ein Lakai, dahinter Tafeldecker und Leibjäger, die Silberschüssel zum Servieren bereithaltend; auserlesene Speisen folgen einander, die ausgesuchten und weise abgelagerten Gewächse des Hofkellers füllen die Gläserbatterien und lebhafte Konversation schwirrt um den Tisch.

Die Aus- und Eingänge, alle Tore und Türen sind Tag und Nacht unter der Kontrolle der Burggendarmen, die jedem in die Burg Kommenden, soweit er nicht da wohnt oder zu Gast ist, und den sie infolgedessen kennen müssen, den Eintritt verweigern. Jeder Ein- und Ausgang wird gemeldet, mit Anfügung der Stunde. Morgens legt der Burghauptmann dem Generaladjutanten des Kaisers die Liste vor. Für diese Liste zeigte Franz Joseph ein reges Interesse und setzte durch unerwartete Fragen über etwaige späte Ausgänge und Rückkünfte namentlich die jüngeren Erzherzoge oft in Verlegenheit. Um nicht Rede und Antwort stehen zu müssen, galt bei der Jugend die stehende Verabredung, ihre nächtlichen „Spaziergänge“ mit Kopfschmerzen zu motivieren.

Im inneren Burghof befand sich stets eine Infanteriekompagnie mit Fahne auf Wache und täglich Punkt 1 Uhr mittags erfolgte die feierliche Ablösung mit Musik. Es war dies ein weltbekanntes Schauspiel von einer absoluten Pünktlichkeit. Wenn die Uhr im Burghof 2 Minuten vor eins zeigte, hörte man die Musik schon näher und näher kommen und Schlag 1 Uhr marschierte die neue Kompagnie unter klingendem Spiel, begleitet von einer ansehnlichen Menschenmenge, in den Burghof. Die alte Wache trat unters Gewehr, die neue marschierte ihr gegenüber auf, die Ehrenbezeugung wurde geleistet, die Fahne aus dem Wachtlokal herausgeholt und übergeben. Die Musik spielte die Volkshymne. Mitunter sah das freundliche Gesicht des Kaisers von seinem gegenüberliegenden Arbeitszimmer auf dieses militärische Schauspiel herab, das er nun schon viele Jahrzehnte kannte und das sein altes Soldatenherz durch die Präzision erfreute.

Einen großen Anteil an der Entfaltung des Zeremoniells hat die katholische Kirche gehabt, denn sie war und ist innig verbunden mit den Dynastien in Spanien und Österreich. Jede größere kirchliche Feier geht nach einem genau festgelegten Rituale vor sich, das

schon im Mittelalter von den Päpsten approbiert wurde und unabänderlich feststeht. Einer Metropolitankirche ist ein eigener Geistlicher beigestellt, der mit einem silbernen Stabe während des Gottesdienstes das Einsetzen des Chors oder der Orgel regelt. Es kommt dies wohl daher, daß bei mächtigen Kirchen wie die gotischen Dome, der zelebrierende Priester am Altare vom Chore aus nicht gehört werden kann. Aus ähnlichen Ursachen finden wir den Zeremonienmeister bei Hofe mit einem langen weißen Stabe mit Goldknauf, den er dreimal aufschlägt, wenn der Hof in die Versammlung der wartenden Gäste eintritt, um die allgemeine Aufmerksamkeit auf diesen Moment zu lenken. Für kleinere Festlichkeiten aber gibt es einen eigenen sogenannten „Stabelmeister", der mit einem kleineren Stabe ausgerüstet ist, jedoch dieselben Funktionen versieht. Wohl mag auch der Stock im Anfange dazu gedient haben, dem Andrang der Schaulustigen zu wehren, genau so wie heute der Portier in Gala einen unförmlichen Stock als Attribut seiner Würde führt; um den Vergleich weiter auszudehnen, tragen auch der Regimentstambour und merkwürdigerweise die „Könige" der Zigeuner etwas Ähnliches, und allen diesen Würdenabzeichen ist der mehr oder weniger unförmige Knopf an der Spitze gemein.

XXXIV. Der Anteil der katholischen Kirche am Zeremoniell.

In der Karwoche war das Zeremoniell ein sehr verwickeltes; es spielte sich diese Erinnerung an das Leiden und den Tod Christi innerhalb der Hofburg ab und war vor allem kirchlicher Natur. Der Liturgie und dem Rituale waren die höfischen Zeremonien angepaßt. Am Gründonnerstag fand die Fußwaschung statt. Hier vertraten zwölf Greise die Rolle der Apostel, der Kaiser jene des Herrn. Diese zwölf — die man unter der ärmsten Bevölkerung Wiens wählte und die neunzig bis hundert Jahre alt sein mußten — saßen im Zeremoniensaale mit schwarzen Gewändern angetan, auf einer langen niederen Estrade. Alle den rechten Fuß entblößt. Der Kaiser und sein Gefolge traten ein, das Evangelium ward gelesen, dann kniete der Kaiser nieder und nahm symbolisch von mehreren Geistlichen — die Becken, Kanne und Tuch reichten, unterstützt — die Fußwaschung vor, und hing jedem Greise hinter dem die nächsten Angehörigen standen, einen Beutel mit 30 Silbermünzen um. Sobald dieser Teil der Zeremonie fertig war, wurde von der Hofdienerschaft ein langer Tisch hereingetragen und gedeckt. Nun servierte der Kaiser den Greisen eine Schaumahlzeit, die aus mehreren Gängen bestand, jeder Gang aus einer Anzahl mit Speisen gefüllter Teller. Sobald alle Teller eines Ganges aufgestellt waren, trat der Kaiser zurück und gleichzeitig die in einer Reihe den Greisen gegenüber wartenden Erzherzoge vor, die nun abservierten; hinter jedem stand ein Burggendarm mit einem Tablett, und es erheischte eine besondere Geschicklichkeit, je auf ein Tablett die zugehörigen Teller zu placieren; waren weniger als zwölf Erzherzoge anwesend, mußte eben einer mehrere Greise bedienen, oder gemeinsam ein Teil des

Ganges abgeräumt werden. Es war Gebrauch gewesen, daß die älteren Herren nur einen, die jüngeren in einem solchen Falle mehrere Greise bedienten. War alles abgeräumt, so marschierten die Gendarmen mit den Tabletts hinaus, die Erzherzoge traten zurück und gleich kam eine andere Reihe von Gendarmen herein, die dem Kaiser neue Tabletts präsentierten und so weiter, bis das Mahl vorbei war. Es mußte natürlich alles haarscharf klappen, und daß dies geschah, war Sorge des Zeremonienmeisters. Ebenso war bei der Auferstehungsprozession am Karsamstag der Platz eines jeden genau festgelegt; handelte es sich um den Gang zur Kirche, so gingen die Kämmerer, geheimen Räte und Hofwürdenträger voraus, es folgten paarweise die Erzherzoge, die im Familienrang jüngsten voran, dann der Kaiser; dies geschah, damit beim Aufstellen vor dem Kirchentore der Ranghöhere immer von dem Rangniederen bereits empfangen werden konnte, und alles versammelt war, wenn der Kaiser als Letzter erschien. Ging jedoch die Prozession hinter dem zelebrierenden Geistlichen, der das Allerheiligste trug, so war die Reihenfolge umgekehrt. Am imposantesten war die Frohnleichnamsprozession, die am zweiten Donnerstag nach Pfingsten stattfand, also zwischen den 24. Mai und 22. Juni fallen mußte. In der Stadt waren vier Altäre aufgerichtet, mit frischem Grün geschmückt. Schon zeitig morgens füllte ein dichtes Gedränge die Straßen. Militär marschierte auf, der Weg, den die Prozession nahm, wurde abgesperrt und Gras darauf gestreut; hinter einer langen Reihe von einfachen Hofwagen, die im Schritt aus der Hofburg kamen und die Hoffunktionäre beförderten, folgten die Erzherzoge paarweise, nach dem Familienrang, in alten Galawagen — Glaskaleschen mit sechs Rappen bespannt, einen Kutscher mit gepuderter Perrücke hoch oben auf dem Bock und je einem Lakai am Wagenschlag. Den Beschluß machte die Galakutsche des Kaisers, von acht Schimmeln gezogen, neben dem rechten Wagenschlag der Generaladjutant zu Pferde. Feierlich wankten diese herrlichen alten Wagen, reich mit Malerei und Goldornamenten verziert, heran. Die Truppen leisteten die Ehrenbezeugung. Musik schlug ein, brausendes Hoch erfüllte die Straßen, wenn der Kaiser erschien. Es war Punkt 7 Uhr, als der Monarch an der Tür von St. Stephan, dem altehrwürdigen Dome, ausstieg; an diesem Tage war der Dom nur von Würdenträgern

gefüllt, die ihrem Range gemäß in vielen Bankreihen untergebracht waren, immer nach dem leitenden Prinzip der Anciennität im Hofrange. Der Kaiser und die Erzherzoge begaben sich ins Hoforatorium und nun begann das Hochamt, das zwei bis zweieinhalb Stunden dauerte. Noch während desselben formte sich die Prozession, voran Vereine, Innungen, Körperschaften mit Fahnen und Emblemen, ein buntes, farbenreiches Bild. Dann städtische und staatliche Funktionäre, Kämmerer, geheime Räte und Minister, ein Teil der Geistlichkeit, endlich der golddurchwirkte Baldachin von vier Hofbeamten getragen, die Quasten von den vier jüngsten Kämmerern gehalten, darunter der Erzbischof oder Kardinal mit dem Allerheiligsten; dahinter der Kaiser, umgeben von den ältesten Rittern der vier österreichischen Orden, hinter ihm die Erzherzoge paarweise, jeder eine lange, vierdochtige, mit einem Kränzlein frischer Blumen geschmückte, brennende Kerze in der Hand. Rechts und links von jedem Paar der Dienstkämmerer, stets bereit, die Kerzen abzunehmen. An allen Altären wurde Halt gemacht. Ein Zelt aus rotem Sammet, ebensolche Kniebänke, waren überall vorbereitet. Der Kaiser kniete allein in der vordersten Bank, die Erzherzoge dahinter, genau nach dem Range; das Evangelium wurde verlesen, die dem Altar gegenüber aufgestellte Truppe gab eine Salve ab, der Segen wurde erteilt, und die Prozession ging weiter durch die Straßen in einem Kreise, bis gegen Mittag wieder St. Stephan erreicht war. Nach gesungenem Tedeum schritt der Kaiser die Kirche entlang, ihm folgten die Erzherzoge, und die Rückfahrt in die Burg ging in umgekehrter Reihenfolge, jedoch in gleich feierlicher Weise vor sich wie die Hinfahrt. In den Appartements wurde gewartet, bis die Meldung von der Bereitschaft der Truppen erstattet war. Nun setzte eine militärische Aktion ein; der Familienrang entfiel, und der militärische trat an seine Stelle. Der Kaiser mit seiner Suite von Erzherzogen und Generalen begab sich in den Burghof, und nun defilierten die Truppen, die den Dienst in der Stadt versehen hatten, vor ihrem obersten Kriegsherrn, der aufmunternd nickte oder winkte und mit seinen Soldaten zufrieden war. — Sobald dieses militärische Schauspiel, das oft bis zu einer Stunde dauerte, vorbei war, trat wieder der Familienrang in seine Rechte, und der Kaiser begab sich, gefolgt von den Erzherzogen, in die

Burg. Lachende Sonne breitete sich über dem Burghofe aus, freudig gestimmte Menschen erfüllten die Straßen. Das Frühlingsfest war zu Ende.

Wir jungen Erzherzoge beeilten uns nun, die Galauniform auszuziehen, sprangen in unseren, schon wartenden „Unnummerierten“ (wie in Wien die Privatfiaker genannt werden) und froh, die steife und anstrengende Zeremonie überstanden zu haben, fuhren wir in das frische Grün des Wiener Waldes ....

XXXV. Auswärtige Souveräne, Hofbälle, Hochzeiten.

Traf ein befreundeter Souverän in Wien ein, so war der Empfang am Bahnhof auch genau im Zeremoniell fixiert. Eine Ehrenkompagnie mit Fahne und Musik, die Kappen mit Tannenreisig geschmückt, stand bereit; alle militärischen Zwischenvorgesetzten hatten sich eingefunden und standen am rechten Flügel; die Gesandtschaft war vollzählig vertreten. Die Erzherzoge mit ihren Hofstaaten trafen ein, jeder in einem Hofwagen mit vergoldeten Rädern, und wenn er der Chef einer Linie des Hauses war, so saß ein Leibjäger mit wehendem Federhut und dem breiten Silberbandelier um die Brust auf dem Bock. Der Kaiser erschien, schritt die Ehrenkompagnie ab, konversierte mit den Anwesenden, und wenn das Nahen des Zuges gemeldet wurde, stellte er sich auf den roten Teppich, links von ihm die Erzherzoge in der Reihenfolge des Familienranges, entweder in der Uniform eines Regiments, das ihnen der ankommende Landesfürst verliehen oder mit dessen Orden an erster Stelle geschmückt. Die Musik spielte die Hymne des betreffenden Landes, die Ehrenkompagnie leistete die Ehrenbezeigung, Trommelwirbel mischten sich mit den fremden Klängen. Der Zug glitt herein, und der Salonwagen blieb genau dort stehen, wo der rote Teppich ausgebreitet war, die Tür wurde geöffnet, eine Treppe herabgeklappt, und nun erfolgten Begrüßung, Vorstellung, Abschreiten der Ehrenkompagnie und Fahrt nach der Burg in genau geregelter Reihenfolge.

Ein Hofball war ebenfalls die Gelegenheit, die Entfaltung des Zeremoniells zu beobachten. Hier freilich war nur der Einzug des Hofes von Belang, denn nach demselben löste sich das Bild auf und machte dem allgemeinen Charakter eines Ballfestes Platz. Zu einer

solchen Festlichkeit war die Führung der Damen der Familie oder fremder Damen die schwierigste Aufgabe des Zeremonienmeisters. Im Einvernehmen mit dem Obersthofmeister, welcher eventuell besondere Wünsche des Kaisers einholte, wurde ein Plan entworfen. Es ging hier nach dem Range der Damen, die dann von den Erzherzogen oder fremden Fürstlichkeiten geführt wurden. Deren Rangfolge wieder entschieden allerlei Umstände: Wichtigkeit des Landes, verwandtschaftliche Verhältnisse, besondere Courtoisie gaben oft Ausschlag zu dieser oder jener Abweichung. Jeder Herr wurde nach dem gedruckten Plan davon unterrichtet, welche Dame er zu führen hatte, wo sein Platz im Cortège sei, an welcher Tafel er präsidiere und wer wiederum als Tischdame ihm zum Souper bestimmt war. Bei allen ähnlichen Gelegenheiten wurden Tischordnungen auf das genaueste ausgeführt und in handlichem Format gedruckt. Ein unerwartetes Ausbleiben eines Einzelnen brachte eine vollständige Änderung des Programms mit sich, und es läßt sich denken, welche rasche Übersicht dazu gehörte und mit welch absoluter Ruhe gearbeitet werden mußte, um jeden an den neuen Platz zu bringen, damit niemand übersehen oder an einen um einen Grad des gesellschaftlichen Thermometers tieferen Platz gesetzt wäre, als ihm gebührte. Gewisse Herren waren gefürchtet, weil sie stets etwas auszusetzen hatten und wütend um sich sahen, vermeinend, man habe ihre selbst eingeschätzte hohe Würde, ja die Unerläßlichkeit der Hervorhebung derselben, nicht in Betracht gezogen. Sie rümpften die Nase und schnaubten verächtlich, weil sie sich zurückgesetzt fühlten, beachteten die Umgebung gar nicht, die sich darüber ja nur freute, wenn der Griesgram und Professionsnörgler sich selbst bestrafte, indem er die besten Bissen und die auserlesensten Schlucke verschmähte. Nach diesem Ballsouper, das an kleinen Tischen eingenommen wurde und in der letzten Zeit schon um elf Uhr stattfand, weil sich der Kaiser zeitig zurückzog, wurde wieder das Cortège formiert, und in derselben feierlichen Ordnung wie beim Eintritt, verließ der Hof den Saal.

Im Rahmen des gleichen Systems bewegte sich eine Hochzeit im Kaiserhause. Der äußere Prunk, immer entsprechend der Tradition, die innere Gliederung angepaßt an das strikte Zeremoniell. Die Braut, bevor sie am Altare das bindende Ja sagte, hatte erst

einen tiefen Knix gegen den Kaiser, dann gegen ihren Vater zu machen, um dadurch gewissermaßen öffentlich deren Zustimmung zu erbitten; die Reihenfolge der Führung, die Gruppierung in der Kapelle, das Cortège nach vollzogener Trauung, das wieder anders zusammengesetzt war, ging stets konform mit der hergebrachten Norm; immer harmonisch, würdevoll, ohne jegliches Hasten, ohne Stockung floß der zeremonielle Strom in seinen wohlbehüteten Ufern glatt und fehlerlos dahin.

Ähnlich war das Zeremoniell bei Leichenfeiern, nur daß dann die Anfahrt zur Kapuzinergruft eine beliebige war. Man versammelte sich in der Sakristei, die Damen alle so gleichmäßig und so dicht verschleiert, daß man selbst die zur eigenen Familie gehörigen nicht erkannte. Die kirchliche Zeremonie hatte hier den Vorrang, nur daß für die Kniebänke eine Liste aufgestellt wurde, die fremden Fürsten einen besonderen Ehrenplatz anwies und der engeren Familie des Verstorbenen den Vorrang gab, stets mit Ausnahme des Kaisers, der immer und überall voranging.



HEINRICH Ferdinand — JOSEPH Ferdinand — LEOPOLD Ferdinand (Wolfgang) — ALIX MARIA Grossherzogin v Toscana — FERDINAND IV Grossherzog v Toscana — ANNA (nachmalige Fürstin Hohenlohe) — MARGARETHE — PETER Ferdinand

LUISA (nachmalige Kronprinzessin von Sachsen) — ROBERT Ferdinand ✝ — GERMANA

XXXVI. Die Adelscliquen.

In Österreich konnte man eigentlich nicht von einem typischen östereichischen Adel sprechen, nur in dem Sinne, daß man ihn auf die alten Erzherzogtümer ob und unter der Enns und das Erzbistum Salzburg bezog. Es gab wohl dem Auslande gegenüber, wo man die vielen Provinzen nicht kannte, einen österreichischen Adel; aber im Lande selbst war man strikte mit der Bezeichnung nach Ländern, so steierischer, kärntner, tiroler, ungarischer, kroatischer, böhmischer, polnischer Adel, die aber alle — vielleicht mit Ausnahme der Polen — nicht völlig national waren, weil die Länder klein, die Auswahl gering und die Tendenz, Bräute zu importieren, eine vorherrschende war. Jedoch da der Adel erbgesessen war, im Lande, in seiner Tradition und im Volke wurzelte, aus dem er seine besten Säfte schöpfte, blieb trotz vielen fremden Blutes die Eigentümlichkeit, der typische Zug der Nationalität, gewahrt. So waren die Adligen die Repräsentanten ihres Landes, und mit einiger Übung konnte man auch leicht die Abstammung konstatieren. In Wien traf alles zusammen: Viele hatten ihre Palais und Häuser daselbst, verkehrten miteinander freundschaftlich und verwandschaftlich; die meisten großen Familien waren direkt oder durch Dritte miteinander verschwägert, was man auch noch als zur Verwandtschaft gehörig betrachtete. Die von auswärts Kommenden fanden entweder weitgehend patriarchalisch-gemütliche oder englisch-freie Gastfreundschaft, und jene, die nicht unterkamen, hatten ihre bestimmten Hotels, wo sie wohnten und wo ihre näheren Bekannten abzusteigen pflegten. Bei Hofe hatte jeder Zutritt und durch den Militärdienst, die diplomatische Laufbahn oder den geistlichen Stand — die drei Möglichkeiten der Lebensbetätigung des Adels — waren gemeinsame Interessen vorhanden.

Der Verkehr der kaiserlichen Familie mit den Mitgliedern des Adels war ein freundschaftlicher, da man sich ja zumeist von der Kinderstube her kannte und zusammen aufgewachsen war. Allerdings wieder sonderte man sich gern zu Cliquen, je nach der Sympathie, ja, man konnte, die nötige geistige Elastizität vorausgesetzt, in verschiedenen solchen Cliquen gerne gesehen sein, ohne einer derselben mit Haut und Haar zu verfallen. Der innerösterreichische Adel stand dem Hofe aus geschichtlicher Tradition nahe und wohl auch der Sprache halber, wenngleich in der Zeit um die Jahrhundertwende die Polen gern gesehen waren. Diese verstanden es ausgezeichnet auszuharren, und jeder freigewordene Platz wie beim Kinderspiele „Schneiderlein leih mir deine Scheer" war flugs von einem Polen oder einer Polin besetzt, die dann nach und nach die ganze Verwandtschaft heranzogen. In Wien lebte es sich ja auch netter und lustiger als in den abgelegenen Schlössern in Galizien. Es war dies begreiflich.

Über seine Landsleute weit hervorragend, was Takt, Bildung und Reserve anbelangt, war der Minister des Äußeren, Graf Goluchowski. Er hat eine Prinzessin Murat geheiratet, deren Vater Schwager Napoleons I. war. Da dieser wieder durch die Heirat mit der Erzherzogin Maria Luisa Schwager des Vaters des Kaisers war, so nannte ihn Franz Joseph scherzweise Cousin. Er war ein feiner Kopf, liebenswürdig, aber äußerst verschlossen, und dadurch, daß er nie mit einer Miene verriet, ob ihn ein Gespräch interessiere oder nicht, hatte er die unerläßliche äußere Eigenschaft des Diplomaten an sich. Wie alle gebildeten Polen sprach er ohne jeden Akzent eine Anzahl Sprachen, war überall in Europa zu Hause, kannte alle einflußreichen Persönlichkeiten, nebenbei war er durch seine Bekanntschaft mit fast allen Familien des Hofadels und durch sein fabelhaftes Gedächtnis das wandelnde gotaische Taschenbuch. Trotzdem er mir persönlich nicht gerade wohlgesinnt war, wohl weil ihn meine liberalen Anschauungen abschreckten, ließ er dies nie merken. Ich muß sogar hervorheben, daß er mir stets zuvorkommend und respektvoll begegnete. Er war auch derjenige, der nach meinem Austritte die absichtliche Verschleppung der Regelung meiner Angelegenheiten durch seine Intervention hintanhielt.

Der vormalige Ministerpräsident Graf Taaffe, langjähriger verwöhnter und eines Tages wegen politischer Mißerfolge fallengelassener Berater Franz Josephs, war im Privatleben ein sehr angesehener Gesellschafter und von natürlichem Witz. Am meisten hat er wohl selbst über den derben Kalauer gelacht, der über ihn kursierte und sich in die Frage kleidete: Was ist der Unterschied zwischen dem Ministerpräsidenten und einem Gorilla? Der Ministerpräsident ist der Graf Taaffe und der Gorilla der Kraftaffe. — Ein ähnlicher, aber den Nagel auf den Kopf treffender Witz über den späteren, sehr wenig fähigen Minister Grafen Franz Thun war der Vergleich zwischen dem Meeresgott und ihm: „Der Meeresgott ist Neptun und der Ministerpräsident ist der Tepp Thun" (Tepp gleich Idiot oder Kretin). Ich kann nicht leugnen, daß er mir höchst unsympathisch war. Sein herausfordernd hochmütiges Wesen war ohne geistiges Fundament. Es ließ sich mit ihm ein privates Gespräch nur in primitivstem Sinne führen. Er hat in dem Irrwahn gelebt, eine der Hauptstützen des Thrones zu sein. Dagegen waren die ungarischen Politiker und Aristokraten wie Tisza, Andrassy, Apponyi, Bánffy ganze Männer, die mit Leidenschaft das Interesse ihres Landes verfochten. Sie waren zumeist hochgebildete und interessante Menschen, und trotzdem persönlich bescheiden und entgegenkommend. Ihr offenes Wesen war allem kleinlichen Kram der Vorzimmer- und Büropolitik abhold.

Hinter allen diesen Männern standen naturgemäß mehr oder weniger große Parteien, meist unter Anführung des Adels, die sich je nach politischer Konstellation und jeweiligen Sonderinteressen befehdeten. Jede dieser Parteien vermeinte den Willen der Volksmajorität zu repräsentieren, und wenn auch persönlicher Ehrgeiz oft genug dabei eine Rolle spielte, so blieb die Hauptdirektive des Kampfes doch die Verteidigung der Interessen bestimmter Landstriche, die sich mit dem Wohle des gesamten Staatsgebildes nicht so leicht vereinigen ließen.

XXXVII. König Eduard VII.

Engländer richtig und gerecht zu beurteilen ist eine Aufgabe, zu der man sich mit Objektivität wappnen muß. Gerade weil der Engländer eine so komplizierte Psyche hat, sich bei jeder verschiedenen Gelegenheit anders gibt, wird er von einseitigen Beobachtern meist unrichtig eingeschätzt. Eine Eigentümlichkeit des Engländers besteht darin, daß er äußerst zähe an alten, eingerosteten und uns vorsintflutlich anmutenden Institutionen, Gebräuchen und Gewohnheiten festhält und unweigerlich oft unter den schwierigsten und undankbarsten Verhältnissen das tut, was er gewohnt ist um diese Zeit zu Hause zu tun, auch wenn es weder praktisch noch nützlich ist. Darum ist der Kolonial-Engländer immer zu Hause. Sein Bungalow in Indien, in Südafrika, in Australien, ja wo immer, könnte auf der gemähten Wiese in the old Country (im alten Lande) stehen. Man wird den Urwaldpionier zur Dinerzeit in tadellosem Anzuge bei Tische sitzen sehen und vermeinen, er sei, wie er da vor uns ist, direkt aus England hergekommen. Diese Tendenz des Festhaltens am Hergebrachten gibt ihm in allen Lebenslagen die Zähigkeit und Ausdauer, die wir (vielleicht sage ich besser: ich) an ihm bewundern. Auch ist damit Genauigkeit und Verläßlichkeit verbunden. Andererseits wieder wird der Engländer sofort alles Neue aufgreifen, auf seine Art verwenden, nach seiner persönlichen Note ausbauen und verwerten. Es wird solide, praktisch und abgerundet werden. Er wird einen Versuch, der ihm mißglückt ist, nicht sofort wieder erneuern. Erst wird er abwägen, warum er versagt hat und den Gründen nachgehen, diese alle prüfen, die störenden Faktoren eliminieren und dann in aller Ruhe den Versuch mit absoluter Sicherheit des Erfolges durchführen. Leichtfertiges Experimentieren

liegt ihm nicht. Immer aber muß man den Engländer als Privatmann — sei er nun König, Landedelmann, Geschäftsmann, Bergarbeiter oder Matrose — vom Engländer als Politiker scharf trennen. Wenn sich die Engländer als Innenpolitiker gegenseitig heftig und oft mit Mitteln bekämpfen, die uns unfein erscheinen, so sind sie sofort eines Sinnes, wenn es sich um die Außenpolitik handelt. Diese hat mit der Psyche des einzelnen gar nichts zu tun. Die Richtlinie ist stets gewesen und wird immer sein: „Britannia rules the waves" (England beherrscht die See); ihr Hauptbestreben ist die Herrschaft, die sie als seefahrendes Volk errungen haben, zu behaupten, zu verstärken und sich hier absolut von niemandem dreinreden zu lassen.

Ich bin in England nie gewesen, aber bis zum fernen Osten längs aller Küsten gesegelt, habe tüchtige Menschen kennen und schätzen gelernt und gefunden, daß einer wie der andere, mit minimalen Ausnahmen vielleicht, jeder in seiner persönlichen Art an dem Auf- und Weiterbau des Reiches arbeite. Als der Herzog von Connaught, der dritte Sohn der Königin Viktoria, Oberkommandierender in Indien war, habe ich einen Tag bei ihm und seiner Familie im Lager von Poona zugebracht. Er unterschied sich in nichts von seinen Landsleuten; derselbe Geist beseelt alle, die gleiche Liebenswürdigkeit dem Gast gegenüber, die freie Rede, das ungezwungene Benehmen ist allen gemein. Nur unwesentliche Charakterzüge unterschieden ihn von seinen beiden Brüdern Eduard VII. und dem Herzoge von Edinburgh, nachmaligen Herzog von Koburg. Diese beiden wieder waren sich sehr ähnlich, doch ebenso typische Edelleute, wie viele andere nicht so hochgeborene, mit denen ich mich auch angefreundet hatte.

Eduard VII. hat seiner alten Mutter oft Anlaß zum Tadel gegeben. Er hat verschiedenes getan, was ihm mehr angekreidet wurde, als einem anderen. Hätte ein beliebiger Engländer hoch gespielt und hoch verloren, nun, es wäre niemand darüber entsetzt gewesen. Eduard hat aber gewußt, daß er im Glashause sitzt und hat sich doch nicht gescheut — wir wollen sagen — sich auszuleben. Ich will ihn lediglich objektiv betrachten. Er hat sich gesagt, daß man über ihn reden wird — es hat ihn vollständig kalt gelassen. Er war ja doch auch Geschäftsmann, und schon diese Kühle dem

Urteil anderer gegenüber, das Spielen mit dem Feuer, war ihm vielleicht ein Kitzel, wie es die Börse für den Makler ist. Er konnte höchstenfalls das Ansehen verlieren. Er kannte aber seine Engländer, und was außerhalb Englands von ihm gedacht wurde — als Privatmann versteht sich — hat ihn absolut nicht tangiert. Er hat sich nie öffentlich blamiert. Mustergültig gekleidet, in jovialer Gelassenheit, mit dem gewinnenden Lächeln, wobei er die ewige Zigarre aus dem Munde nehmen mußte, so trat er überall auf. Er vergab sich nichts. Er war immer der Gentleman und ist durch die lange Zeit, die er Prinz von Wales war, niemals ohne Vorwissen seiner Mutter irgendwie hervorgetreten, indem er sich Rechte angemaßt hätte, die er noch nicht besaß; Eduard hatte ja Zeit zu warten. Endlich mußte er doch König werden und Kaiser von Indien. Aber er war nicht müßig. Er hat erst ganz feine unsichtbare Fäden gesponnen, wie in den Oktobertagen der Altweibersommer über die Stoppelfelder zieht. Einen Augenblick sieht man einen silbrigen Streifen, husch, ist er weg, aber man weiß, daß unzählige davon vom Lufthauch getrieben werden und irgendwo hängen bleiben. Eduards Fäden waren anfänglich auch ähnlich. Sie rissen oft ab; aber er war doch nicht umsonst ein zäher Engländer. Er spann andere, solidere, längere, dichtere. Sie rissen auch, doch einer oder der andere hielt. Eduard war auch Seemann und wußte, daß man eine schwere Trosse nur mit einem leichten Tau ausholen kann. So wurde der Faden, in den sein Gegenpart eingewickelt werden sollte, langsam verstärkt. Jener holte ein, Eduard gab aus, und siehe da, eines schönes Tages war er mit Eduard durch ein solides dreizölliges Manilatau verbunden, und wenn Eduard das Tau straff zog und es rechts oder links schlug, so mußte er rechts oder links springen; er sagte wohl: ich will eben gerade rechts springen, wenn irgendjemand, für seine Gymnastik interessiert, ihn darum fragte. Und es dauerte nicht lange, da war er sich überhaupt nicht mehr bewußt, daß Eduard das andere Ende fest um die Bank von England gelegt hatte. Er sprang schon, wenn darin die neugeprägten Guineen auf den spiegelnden Marmortischen hüpften.

Eduard war aber auch Koburger, will heißen: Geschäftsmann. Er verwendete seine weitverzweigte Verwandtschaft im Interesse des Landes. Durch seine Frau Alexandra, Schwiegersohn des

Königs Christian IX. von Dänemark und Schwager der Prinzessin Dagmar, der Gattin Alexander III. von Rußland, sowie der Prinzessin Thyra, Herzogin von Cumberland — des Königs von Hannover in partibus infidelium Gattin — dessen Vetter zweiten Grades er nebenbei war, und Schwager ferner des Königs Georgios von Griechenland; dann war er Schwiegervater Haakon VII. von Norwegen, Onkel des Kronprinzen von Schweden und des deutschen Kaisers. Mit Leopold II., dem Belgier, verband ihn nicht nur nahe Verwandtschaft, sondern auch intime Geschäftsfreundschaft; Eduard war schließlich mit der portugiesischen Dynastie, mit dem Bulgarenkönig und der Königin von Spanien verwandt, ebenso mit den Wettinern und den hessischen Brabantern und weitläufig auch mit den Lothringen-Habsburgern durch Stephanie von Belgien, als Frau des Kronprinzen Rudolf und Clotilde von Koburg, als Frau des Erzherzogs Joseph. Überall im dynastischen Europa standen ihm die Türen offen, und wenn schon eine oder die andere geschlossen war, so benutzte er eben die Hintertür. Eduard gebot wie ein Vorsitzender eines Direktoriums tatsächlich über einen Konzern von Königen.

Menschenkenner war er. Sein — man muß sagen — genialer Flair hat ihn stets richtig geführt. Er hatte Gelegenheit und Zeit, seine Leute zu beobachten und zu studieren. So reserviert wie er — immer unter der unauffälligen Maske des Bonvivants, die er ja gar nicht eigens vorzustecken brauchte — waren andere nicht. Sie ließen sich mehr gehen als er. Eduard war ja auch Spieler, vergessen wir das nicht, als solcher war er Herr seiner Gesichtszüge, und da dies eine der unerläßlichsten Eigenschaften des Diplomaten sein sollte, war er auch Diplomat. Wer ohne zu zucken eine fünfzifferige Zahl Guineen auf acht setzt und die Bank neun hat, wenn es auch nicht Tugend ist, der darf ruhig ein politisches Risiko eingehen. Verliert er, nun so ist es eben nichts, aber fünfzig Prozent Möglichkeit sind im schlimmsten Falle da, daß er auch gewinnen kann. Die prickelnden Nuancen dieser Gemütsbewegung kann ich ahnen, aber nicht fühlen, weil ich kein Interesse am Spiele des Zufalls habe. Wer aber Spieler ist, wird begreifen, wie sehr Eduard erst in diesem Hasard aufging, wo mit Landkarten gespielt wurde, er die Bank hielt und die Karten gab. Eduards Prinzip aber war:

bei jeder Taille neue Karten. Ehrlich wollen wir denn doch sein. — Und nur dadurch hat er seine Erfolge gehabt. Die Mitspieler sahen doch, daß jedes Kartenspiel aus dem mit der amtlichen Banderole verklebten Umschlag herausgenommen wurde. Wohl gehört Bluff auch zum Spiel, jedoch Eduard hatte ja eine Bank hinter sich, die jeden verfehlten Bluff auffangen konnte, ohne je in Verlegenheit zu kommen. Waren aber die Fäden aufgenommen, so ging er direkt auf das Ziel los und ließ sich als richtiger Kaufmann durch kein anderes Gefühl leiten, als das Geschäft so schnell als möglich zum Abschluß zu bringen.

Aller Sentimentalität war er bar. Er sah die Dinge wie sie sind, wie er sich mir gegenüber persiflierend ausdrückte, „as through a window“ (wie durch ein Fenster), auf das Glashaus anspielend, in dem er dauernd saß. — Seine geschickten Hände waren beim Füllen und Backen der europäischen Pastete mit dabei, sie formten sie schon so, daß sie gut werden sollte, und der Koch Eduard — denn das verstand er auch — wußte, wie stark das Feuer sein sollte und wann nachgelegt werden müßte, damit die Pastete nach englischem Geschmack ausfiele.

Mit seinem Freunde Leopold II. operierte er gemeinsam in Frankreich, wie ein stiller Beobachter sehen konnte. Rußland hatte angebissen, er überließ es Papa Fallières, das weitere zu tun, d. h. tun zu lassen; Spanien war im Schlepptau Englands. In Kanada verstand es Connaught ganz ausgezeichnet, mit den Amerikanern in nahe Fühlung zu treten.

Eduard hatte auch in Österreich einen ziemlichen Altweibersommer flattern lassen, aber die Fäden verfingen sich an einer jener glänzenden Spitzkugeln, die wie Pickelhauben in altmodischen Rosengärten die Stangen zieren, welche die Rosenstöcke stützen. Ich glaube, Eduards Gespinst blieb erfolglos hängen. Er versuchte es auch da nicht mehr; darüber sprach er mit mir, als er als Privatmann seinen Herbsturlaub in Biarritz genoß. Er bedauerte mein altes Heimatland und sprach die Befürchtung aus, der ich als Seemann beipflichten mußte, daß man im Kielwasser eines raschen Schiffes manövrierunfähig sei. Er spielte auch darauf an, wie gern er Verständnis gefunden hätte, nicht nur in Wien; aber daß dort ein böiger Nordwind wehe. „That’s an ill wind that blows

nobody good" (es ist übler Wind, der niemandem günstig weht), wie ja das englische Sprichwort treffend sagt. Eduard gedachte den Frieden so lange zu halten als möglich, aber Vorbereitungen waren für alle Fälle getroffen. Er verhehlte es auch gar nicht, warum immerzu gerüstet werde und wohin die Spitze aller dieser Rüstungen deute. Er hat lange und zähe den Versuch wiederholt, eine Annäherung herzustellen, aber stets nur Abweisung gefunden. Endlich wurde es ihm doch, wie man sagt, zu dumm. Dann aber — und das war, wenn ich mich nicht täusche 1908 oder 1909 — ging er nun schärfer ins Zeug, um sich nochmals aller seiner ausgebrachten Anker zu versichern; sie hielten alle gut, und er konnte seinem Nachfolger ruhig das Steuer in die Hand geben. Der einzuschlagende Kurs war festgelegt, er führte frei von allen Untiefen.

Eduard personifizierte den Begriff „Umsicht". Er vergaß auch nicht die geringste Kleinigkeit, die eventuell noch nötig sei, um einen Erfolg zu krönen. War eine solche Kleinigkeit nicht mehr nötig — ein anderer hätte sie draufgegeben — so unterließ er sie auch. Was mit weniger zu erreichen war, wurde genommen; sparen, wo es geht, mit allem, aber nicht sparen, lieber verschwenden, wenn ein Zweck errungen werden soll. England hat ihm viel zu danken, er ist unermüdlich gewesen, für sein Land zu sorgen, wenn er auch darum nie verfehlt hat, gut zu leben und alles zu genießen. Ein satter Mensch überhastet sich nicht. Nur so konnte er zu seinem Ziele kommen. Schade, daß er keine internationale Diplomatenschule errichtet und dort den ersten Lehrstuhl eingenommen hat; es wäre damit Europa viel Blut, Schmutz, Elend und Jammer erspart worden. Diese Kunst hat er aber in die Westminsterabbey mitgenommen.

XXXVIII. Schicksalsverkettungen zwischen Österreich und Preussen.

Sind zwei Staaten aufeinander angewiesen, so muß sich einer von den beiden als der Schwächere fühlen und sobald er bei dem anderen Anlehnung sucht, dokumentiert er damit seine Schwäche. Da nun ein Staat im Sinne der Gesamtzahl seiner Einwohner nur in dem Falle selbst zur Einsicht seiner Anlehnungsbedürftigkeit kommen kann, wenn alle Einwohner gleichzeitig den Entschluß fassen, mit einem kräftigeren Gebilde ein Bündnis zu schließen, dieser Fall aber eine praktische Unmöglichkeit ist, so muß es den Regierenden, den Verantwortlichen überlassen bleiben, den Augenblick herauszufühlen, wenn ein Anschluß oder eine Symbiose oder schließlich eine Unterordnung bedingter oder unbedingter Art eintreten muß. Dieser Schritt aber ist einer der folgenschwersten, die sich denken lassen; diejenigen — oder derjenige — dem das letzte Wort in dieser Entscheidung zufällt, darf nicht von persönlicher Sympathie oder Eitelkeit geleitet sein. Mit seinen Ratgebern muß er sich die Sache wohl überlegen und seine Ratgeber auch als solche betrachten und nicht einer momentanen Laune folgen, betäubt durch das entnervende Narkotikum der Selbstherrlichkeit. — Zwischen Österreich und Deutschland war ein Bündnis schon vorhanden, das seinen Ursprung in dem langsamen Absterben des heiligen römischen Reiches deutscher Nation hatte, aus dessen morschem Leibe sich im Laufe von anderthalb Jahrhunderten langsam, aber unaufhaltsam die beiden feindlichen Brüder Österreich und Preußen entwickelten. Nach vielfachem Hin- und Herschwanken waren endlich die letzten Seufzer des alten Gebildes entflohen, und allsogleich lagen sich die Brüder in den Haaren. Österreich, durch Napoleon III.

mit Hilfe Italiens an den Füßen gefesselt, ward geschlagen, und nun sah sich der jugendfrische einköpfige Adler nach neuer Tätigkeit um. Es ist durchaus begreiflich, daß es einen Staat, der straff organisiert ist und eben einen andern, den er lange Jahre als Mentor und Dämpfer neben sich dulden mußte, endlich mit Hilfe eines dritten abgetan hat, danach gelüstet, den Helfer nun auch niederzuschlagen. — Bismarck hatte vollkommen recht, sich und Preußen freie Bahn zu schaffen und dem Sieg von 1866 durch jenen von 1870/71 die Krone aufzusetzen, um, dem Phönix gleich, aus der Asche des alten, ein neues deutsches Reich entstehen zu lassen. Nimmermehr wäre es Bismarck möglich geworden, dies zu vollbringen, wenn er nicht in Wilhelm I. einen verständigen Souverän gehabt hätte, der seine Tatkraft und Schneid anerkannte, würdigte und schätzte, der ihm, Roon und Moltke freie Hand ließ. Wilhelm I. war ein bescheidener Mann, der sich am wohlsten in einem alten Interimsrocke fühlte, ohne den Ordensküraß, der ihm ja doch zustand, und von dem jeder wußte, daß er ihn besitze. Er war ein leutseliger alter Herr, gottesfürchtig und einfach in seiner Lebensweise. Er konnte Bismarck vertrauen. Wenn der alte Kaiser irgendeine politische Idee verwirklichen wollte, so hat er darüber mit Bismarck vorher eingehend debattiert, denn er war ja auch nicht immer derselben Meinung wie sein Kanzler; beide aber ergänzten sich zu einem tadellos funktionierenden Instrument, wo der eine zögerte, ermunterte der andere, und wo dieser zu rasch vorgehen wollte, bremste jener in seiner immer gleich höflichen Art. Wilhelm I. erfreute sich, nachdem einige Zeit vergangen war, wenn nicht der Freundschaft, so doch der vollen Hochachtung Franz Josephs, der anerkannte, wie weise sein ehemaliger Gegner seine Ratgeber gewählt habe. Das geeinte Deutschland war auch leichter zu regieren und zu führen, als das buntgescheckte Österreich, das keinen Bismarck hatte, ja, nicht einmal einen Staatsmann besaß, der annähernd an Bismarck hätte heranreichen können. Das Bündnis mit Österreich war beiden Staaten zum Nutzen; es war klar, daß, wenn es einmal zu einer Konflagration komme, eine deutschgeführte österreichische Armee bis zu einem gewissen Grade der deutschen Armee wertvolle Dienste leisten könnte. Betreffs Italiens wird sich wohl auch Bismarck keinen phantastischen Illusionen der Bundestreue

hingegeben haben, denn ein Staatsmann wie er wird sich wohl klar gewesen sein, daß der Romane zum Romanen hält, wenn es gegen den Germanen geht.

Wilhelm I. und Bismarck waren beide am Pfluge, mit dem sie getreulich Furche um Furche gezogen und gesehen hatten, daß der Boden gut, die Saat richtig gelegt und die Ernte geruhlich abzuwarten sei, gemeinsam alt geworden. Alte Menschen wollen von Neuerungen nichts wissen. Was für sie gut war, soll auch für andere gut sein, es hatte sich ja bewährt; allem maschinellen waren sie abhold. Nun aber war der eine dahingegangen, und den Pflug sollte der andere zusammen mit einer zur höchsten Dampfspannung geheizten Lokomobile ziehen. Das ging nicht, obwohl der andere, treue, sich bemühte, durch Ziehen des Ventils den gefährlichen Dampfdruck zu mildern und die Bewegung seinem Gange anzupassen. — Umsonst.

XXXIX. Kurze Begegnung mit Bismarck.

Ende der siebziger Jahre war ich als neunjähriger Knabe mit dem Baron v. Teuffenbach in Gastein — der Zweck dieser kleinen Reise war der, das Land Salzburg näher kennen zu lernen. Frühmorgens, als der Baron noch in irgendeinen alten Schmöker vertieft war, den er mitgenommen hatte, lief ich den Wandelgang entlang. Da riefen mich zwei alte Herren, die auf einer Bank saßen, zu sich. Mißtrauend, wie es mir ja eingeschärft worden war, ging ich zu ihnen; sie waren aber sehr freundlich, sprachen ein mir fremdes Deutsch, besonders der eine mit seinen buschigen Brauen und dem mächtigen Oberkörper imponierte mir gewaltig. Der andere alte Herr war sehr herablassend, was mir natürlich gleich auffiel. Sie fragten mich allerlei, und endlich entwischte ich ihnen, weil ich ja für anderes Interesse hatte und befürchtete, von den beiden eventuell auf meine Geschichtskenntnisse geprüft zu werden, was damals mein stetiges Schreckensgespenst war. Als ich später mit dem Baron wieder ausging, fuhren die beiden Herren im Wagen vorbei, ich grüßte sie erfreut, schon um dem Baron zu zeigen, daß ich seiner nicht bedürfe, um Bekanntschaften zu machen; sie dankten auch sehr freundlich, besonders der mit den buschigen Brauen, aber der Baron fuhr mich heftig an, und da erfuhr ich, daß ich ein Kapitalverbrechen begangen hätte, da ich eigenmächtig Bismarck und den alten Wilhelm kennen gelernt, ohne mich seiner Vermittlung zu bedienen. Denn es war ihm dadurch eine Gelegenheit entgangen, die Wichtigkeit seiner Person in den Vordergrund zu setzen.

XL. Wilhelm II. und Franz Ferdinand.

Ich will Kaiser Wilhelm II. weder verteidigen noch anschuldigen. Eduard VII. war ja auch — und noch viel länger — Anwärter auf den Thron, aber sein Charakter war trotz aller Fehler ein gediegenerer. Kein Mensch dachte in England daran, daß es je anders werden würde, sobald Viktoria die Augen schließe. Und tatsächlich ließ es Eduard, schon seinem vernünftigen Naturell nach, mit Ausnahme von belanglosen Kleinigkeiten, beim alten. England war aber schon lange ausbalanciert, während in Deutschland vielfach der Most noch gährte. Die Art und Weise, wie der gute alte Bismarck — nehmen wir ihn nur einmal als solchen, als braven Menschen und getreuen Diener, und sehen wir von seinen für das geeinte Deutschland und die Person des Königs von Preußen ganz uneinschätzbaren Verdiensten jetzt vollständig ab — so ohne weiteres von der Tür gewiesen wurde, muß jeder objektiv und rechtlich denkende Mensch als Gefühlsroheit empfinden. Es hätte ja eine andere Form gefunden werden können. Wilhelm II. hätte sie auch gefunden, wenn er beraten gewesen wäre, wenn er sich hätte beraten lassen können und wollen. Eduard VII. hätte die Form gefunden ohne Berater. Daß einem jungen, unerfahrenen, impulsiven Manne, der plötzlich auf dem höchsten Berge steht und niemanden mehr über, noch neben sich hat, das Gelüst anwandelt, zu erproben, wieweit seine Macht reicht, ist nicht völlig unverständlich. Vielleicht waren die Berater nicht zur Stelle, vielleicht waren sie in diesem Augenblick beiseite getreten, vielleicht aber auch waren sie an dem jähen Ablauf der Dinge interessiert.

Wilhelm, noch Prinz von Preußen, war mit dem gleichaltrigen Kronprinzen Rudolf befreundet; Wilhelm kam oft — meist in-

kognito, zuweilen legte er das Inkognito erst in Wien zu privaten Zwecken an — in die Kaiserstadt an der Donau und wurde dort herzlich aufgenommen. So sehr Kaiser Franz Joseph den alten Kaiser Wilhelm schätzte, so wenig Gemeinsames hatte er mit Wilhelm II. Ich glaube auch nicht, daß er jemals Sympathie für ihn empfunden hat. Franz Joseph ging das Draufgängertum gegen den Strich. Mit Wilhelm I. ging das Tempo vernünftig; ebenso wie Bismarck, konnte Franz Joseph ein Überstürzen durchaus nicht leiden. Es ist begreiflich, daß Wilhelm II. lieber mit dem gleichaltrigen Kronprinzen als mit dem bedeutend älteren Kaiser verkehrte, in dessen Gegenwart er sich nicht so gehen lassen konnte, wie er es gewohnt war.

Nach dem Tode des Kronprinzen fiel naturgemäß die Thronfolge an den jüngeren Bruder des Kaisers, Erzherzog Karl Ludwig, und dessen Deszendenz. Karl Ludwig war dreimal verheiratet gewesen. Die erste Frau, Margarete, Tochter König Johanns von Sachsen, Schwester der ersten Frau meines Vaters, starb frühzeitig und fast gleichzeitig mit dieser. Die Ehe war kinderlos geblieben. Die zweite Frau war Maria Anunziata von Bourbon-Sizilien, Tochter König Ferdinand II. von Neapel und Schwester der Frau meines Onkels Karl Salvator. Von ihr stammte der älteste Sohn Franz Ferdinand, seine Brüder und eine Schwester. Der präsumtive Thronfolger war also gegeben, wiewohl sein Vater mehr oder weniger die Rolle eines solchen, wenn auch nur dem Scheine nach, spielte. Franz Ferdinand war 27 Jahre alt, als er durch die Tragik des Geschickes auf einen Posten berufen wurde, ohne hierfür durch eine speziell sorgfältige und zielbewußte Erziehung vorbereitet zu sein. Im Hause des Vaters wurde auf pointierte Frömmigkeit gesehen. Geistliche, allerdings hervorragend gescheite Männer, gaben den Ton an. Später ging die übliche Prinzenerziehung ihren Gang. Es wurde mehr Gewicht auf Äußerlichkeiten gelegt, strenges Anhalten zum Lernen, sachliche Prüfungen wurden als weniger wichtig erachtet. Der Byzantinismus war vorherrschend. Die allgemeine humanistische Bildung ward gleich einem glänzenden Firnis aufgetragen. Leichter, angenehmer, verantwortungsloser, flotter Dienst bei der Kavallerie. Schmeichler und solche, die es als ihre Spezialität ansahen, hohe Töne anzuschlagen, Lakaien in allen Livreen, in Frack und in Uniform hatten leichtes Spiel. Die Jagd-

passion wurde geweckt, freie Hand darin gelassen und der Ausübung in keiner Weise vernünftige Zügel angelegt. Bald beherrschte diese ausschließlich den Beschäftigungsplan und drängte waidmännische Enthaltsamkeit vollständig in den Hintergrund. Hier war der gegebene Anknüpfungspunkt mit Wilhelm II. Nicht die mühselige Schule der Hochgebirgsjagd, wo nur eigene Tüchtigkeit einen Erfolg verspricht und nur diese ihn bringen kann, nicht die vielen bitteren Enttäuschungen, tagelang umsonst mit Anstrengung aller Geisteskräfte gewissenhaft zu pürschen, nicht die Freude und den Stolz, ein waidgerechtes Stück Wild waidmännisch zur Strecke gebracht zu haben, lernte Wilhelm kennen. In der Ebene ist die Jagd einfach und wird zumeist als Treibjagd geübt. Schon die Vorfahren der Herrschergeschlechter liebten es, Massenjagden abzuhalten und je mehr Stücke erlegt wurden, desto höher und lauter scholl das überschwengliche Lob feiler Hofhistoriographen. Kein Wunder, wenn durch Generationen geübter Brauch oder Mißbrauch in der Deszendenz da und dort wieder auftaucht und krasse Formen annimmt. In dieser Richtung bewegte sich die Tendenz der Jagden sowohl Wilhelms als Franz Ferdinands, und da beide ihrer Passion ungehindert fröhnen durften, und sich selber Zügel anzulegen nicht gelernt hatten, verstanden sie sich auch in anderen Dingen gut. Gemeinsame Jagdlust bringt die Menschen auch auf anderem Gebiet näher. Franz Ferdinand geistig weit überragend, um vier Jahre älter und erfahrener als er, hatte Wilhelm einen willigen Genossen gefunden, der zu ihm aufblickte und ihn beneidete, letzteres wohl hauptsächlich aus dem Grunde, weil er, nach dem Tode seines Vaters in die Staatsgeschäfte eingeweiht, bemerken mußte, daß es viel schwerer wäre, in Österreich zu regieren als in Deutschland.

Nach und nach wurde die Freundschaft enger. Franz Ferdinand war eine morganatische Ehe eingegangen, von der die Familie einstweilen keine Kenntnis nahm. Sophie Chotek aber war ehrgeizig, sie hatte ihren Gemahl sicher und fest in der Hand. Die sich befestigende Freundschaft mit Wilhelm II. wußte sie geschickt zum Zwecke ihrer persönlichen Eitelkeit auszunutzen. Wie, wenn sie Wilhelm II. dazu brachte, daß er ihr Fürsprecher bei Franz Joseph würde, so war sie sicher, zu steigen, wie es im Kinderliede heißt: „Hoch, so hoch, man sah sie kaum!“ Allerdings mußte sie vorerst

einige empfindliche Demütigungen einstecken. Es konnte z. B. passieren, daß sie von einem der feierlichen Empfänge ausgeschlossen war und vor dem daran anschließenden großen Galadiner im Zeremoniensaale unter den Erzherzoginnen stand. Als das Cortège formiert und alle Anwesenden, selbst die Unverheirateten, geführt wurden, mußte sie allein hinterhergehen. Kurze Zeit darauf aber, nach einem Besuche Wilhelms in Wien, bei dem er sich auffallend lange im Belvedere aufhielt, ward zum allgemeinen Erstaunen dekretiert, daß die Herzogin von Hohenberg im Familienrange vor den ledigen Erzherzoginnen gehen sollte; sie war somit ziemlich sicher, zum mindesten von einem der jüngsten Erzherzoge geführt zu werden.

Kaiser Franz Joseph war dieser stete Hochdruck des gekränkten Ehrgeizes widerlich. Nein konnte er nicht gut sagen, aber das Ja ihm abzuringen, wird es wohl der impetuosen Rhetorik Wilhelms II. bedurft haben. Manus manum lavat — Eine Hand wäscht die andere. Franz Ferdinand machte die Erstarkung Deutschlands ja mit. Er sah wohl, soweit ihm Wilhelm Einblick gewährte, hinter die Kulissen der Expansionsbestrebungen dieses Reiches. Er sah aber im eigenen Lande, wo er in militärischen Dingen bloß mehr der Person des Kaisers unterstellt war, daß sein zukünftiges Reich den Kulminationspunkt überschritten hatte, daß die nationalen Gegensätze sich verschärften, die Freundschaften mit den umliegenden Staaten sich merkwürdig stetig abkühlten und Deutschlands aufsteigende Kurve steil emporging. Vielleicht sah er durch Wilhelms Brille. Franz Ferdinand war Wilhelm in einer Sache verpflichtet, die ihm ruhige häusliche Stunden eintrug, denn wie gesagt, Sophie Chotek war sehr ehrgeizig. Er mag sich ihm vielleicht auch zu einer zukünftigen Gegenleistung bereit erklärt haben in der Form, unbedingte Heeresfolge zu leisten, im persönlichen und militärischen Sinne. Daß er Anlehnung suchen müsse an das gewaltig emporstrebende Deutschland, erschien ihm als ein Gebot der Selbsterhaltung. Kaiser Wilhelm war es gewiß sehr beruhigend zu wissen, daß wenn er einmal doch würde winken müssen, Franz Ferdinand, mit ihm Österreich und seine Armee herbeieilen werden. Man sah, wenn man die Augen offen hielt, in der Ferne das Winken — in der Ferne der Jahrzehnte allerdings. Es wurde einem klar, weshalb die

Freundschaft von beiden Seiten so lebhaft gepflegt wurde. Kaiser Franz Joseph liebte seinen Neffen und Thronfolger nicht. Er liebte es vor allem nicht, daß bei seinen Lebzeiten über seinen Kopf hinweg disponiert werde. Das Schicksal hat Franz Ferdinand und Sophie, so nahe sie am heißersehnten Ziele auch schon waren, erreicht und alles zunichte gemacht, was sie an hochfliegenden Plänen ausgebaut hatten.

XLI. Erzherzog Otto und sein Sohn Exkaiser Karl.

Es bestand die Absicht, Franz Ferdinand mit der zweiten Tochter des Prinzen Georg von Sachsen zu verheiraten, und zu diesem Behufe reiste die Familie Carl Ludwig — wie das so Brauch war — vollzählig nach Dresden. Es scheint jedoch, daß die Prinzessin Josepha Franz Ferdinand nicht gefiel oder vielleicht auch gegenseitige geringe Sympathie bestand, genug, er weigerte sich, um deren Hand anzuhalten. Da nun die ganze Reise umsonst gewesen wäre und dies einen nicht sehr guten Eindruck hinterlassen hätte, so drang man in Otto, das gut zu machen, was Franz Ferdinand verbrochen hatte. Er wurde unter Alkohol gehalten, was ja nicht schwer zu erreichen war; sei es nun, daß er aus dieser Narkose heraus oder um dem ungestümen Drängen und dem ewigen Gejammer und Getue ein Ende zu machen, wirklich um Josepha anhielt und prompteste Zusage — wohlgemerkt vom Prinzen Georg — erhielt — es war geschehen und ließ sich nicht mehr rückgängig machen. Schließlich war es Otto ja ziemlich egal, ob er verheiratet war oder nicht, nur sein Bruder Franz Ferdinand war froh, diesmal entschlüpft zu sein, denn seine Projekte für die Zukunft gipfelten wohl nicht in einer Ehe, die ihm aufgezwungen werden sollte.

Otto hat viel Unsinn gemacht, es wurden wohl über ihn allerlei unschöne Geschichten kolportiert, die man ihm allein in die Schuhe schob, welche aber auf ihn und Franz Ferdinand zu verteilen sind. Daß der Kaiser wütend war, wenn ihm dies und jenes mitgeteilt oder zugetragen wurde, wird man begreifen; man muß aber auch gerecht urteilen: im Rausche begeht man manches, das man im nüchternen Zustande nicht mehr ungeschehen machen kann, und Otto liebte eben die Trilogie Wein, Weib und Gesang über

alle Maßen, er hatte einen hierzu prädestiniert schwachen Charakter.

Sein Sohn Karl, letzter Kaiser der zusammengebrochenen österreichisch-ungarischen Monarchie, war als Knabe aufgeweckt; schlug jedoch in seinem Charakter mehr der Mutter nach, die sehr fromm und devot die Pflichten der Religion auf das allergewissenhafteste befolgte. Die Atmosphäre der Strenggläubigkeit, gemildert durch die durch alle Fenster des Augartens einströmende gemütliche Wiener Luft, fand Karl ja auch im Hause Parma vor und er wandelte so gewissermaßen unter einem gedeckten Gang vom mütterlichen in das schwiegermütterliche Haus; deren gleichgebliebenem sanften Einflusse konnte oder wollte er sich nicht mehr entziehen und wohl, um allem gerecht zu werden und nirgends Gewitterstimmung aufkommen zu lassen, fügte er sich dem, was die Mutter und die Schwiegermutter zu wünschen für gut fanden.

XLII. Der Dresdener Hof.

Mein Vater hatte für das Heimatland seiner ersten Frau eine tiefgehende Sympathie. Dresden war ihm teuer durch die Erinnerungen an die Jugendzeit; zur Zeit seiner Witwerschaft hielt er sich dort oft auf. Die nächsten Verwandten seiner verwaisten Tochter waren bemüht, bei ihr gewissermaßen Mutterstelle zu vertreten. Nachdem mein Vater zum zweiten Male geheiratet hatte, besuchten meine Eltern oft das Königspaar, und ebenso wie die Freundschaft zwischen meinem Vater und König Albert an Tiefe zunahm, so war Königin Carola bestrebt, in ihrer hausmütterlichen Besorgtheit und Güte meiner Mutter alle Wege zu ebnen; beide Frauen fanden Gefallen aneinander, um so mehr, da sie beide unermüdlich tätig waren zu helfen und Not zu lindern und dies von dem richtigen Prinzip ausgehend, die Bedürftigen persönlich aufzusuchen und die Hilfe von Vereinen und ähnlichen wohltätig sein wollenden Verbindungen nicht in Anspruch zu nehmen. Als ich im Heranwachsen war, bestand die Familie in Dresden aus dem kinderlosen Königspaar und dem Prinzen Georg, Bruder des Königs, der Witwer mit 6 Kindern war. Die Familie war katholisch, und selbstverständlich wird es erscheinen, daß die Vorschriften der Kirche strengstens befolgt wurden; war ja das ganze Land Sachsen zu 95 % evangelisch. Es ist diese Erscheinung des Glaubenseifers in der Diaspora eine allgemeine und erklärt sich damit, daß die Minderheit, um ihre Rechte zu bewahren, ja um existieren zu können, sich eng zusammenschließen und jedwede Sektiererei, sei es nun religiöser, politischer oder moralischer Art, unterdrücken muß. Vollends ist es nun bei einem Herrschergeschlecht, das glaubensfremd und doch im Lande wurzelnd, Ehrenpflicht, die Religion streng einzuhalten und das Beispiel zu geben, daß Pflichterfüllung eine der vornehmsten Tugenden sei.

Die Königin, dem Hause Wasa entstammend, war von der evangelischen Konfession zur katholischen übergetreten und zeichnete sich gleich ihrem geistig hervorragenden Gemahl, durch Toleranz und milde Auffassung aus. Beide waren in Sachsen außerordentlich beliebt durch die Einfachheit ihrer Sitten und die Liebenswürdigkeit ihres Umganges, die König Albert mit seinem Zeitgenossen, dem Großherzoge Friedrich von Baden, gemein hatte. Der Zuschnitt des Hofes war ein patriarchalischer, der Verkehr des Königspaares mit dem Hofstaat und den Gästen ein gemütlicher und persönlicher. Nirgends überladener Prunk, die Gemächer geschmackvoll und anheimelnd eingerichtet, lauschige Ecken da und dort, die die Königin besonders liebte, Blumen, alte Pastellbilder, gedämpftes Licht, nichts grelles, nichts aufdringliches, alles angepaßt dem feinen ausgezeichneten Geschmacke der Bewohner. Beim Sommeraufenthalte in Pillnitz wurde oft ungezwungen im Garten gespeist; es gab hin und wieder kleine Tanzereien, die die Königin arrangierte. Es war ihre Freude, wenn die jungen Leute sich amüsierten. Nirgends Zwang; inkongruente, steife, langweilige Menschen schlossen sich von selbst aus. Das Königspaar generalisierte nicht, es bemühte sich, in jedem die Individualität zu respektieren. Es mutet einen bei sonstigen Gewohnheiten höchster Herrschaften wie ein Märchen an, wenn man hörte, wie der König, wenn er einem Lakai etwas befahl, immer das Wörtchen „bitte“ voraussetzte. Ein so kleines Wort, so leicht zu sprechen, so unscheinbar und bescheiden, welch ungeheure Macht über die Herzen hat es, wenn ein König es sagt! Es war keine altertümliche Höflichkeit, es war der Ausfluß der persönlichen Gefühle, der Milde des Charakters, des silberhellen Anstandes und des tiefen Verständnisses dessen, was den Menschen wohltut.

Vollends aber fühlte man sich zu Hause bei den einfachen Diners, die die Königin in ihrer Villa in Strehlen gab. Nach dem Essen war man im Salon der Königin, in dem sie allerlei kleine Erinnerungen an ihre Jugendzeit, Geschenke und Zufallskäufe pietätvoll aufbewahrte; der König hatte seinen Interimsrock aufgeknöpft und rauchte seelenvergnügt seine Zigarre; die Königin im Kreise der Damen strickte oder häkelte und unterhielt sich über allerlei häusliche und interne Angelegenheiten. Die Herren standen in den Fenster-

nischen, konversierten angeregt und ungezwungen, traten an den König heran, um irgendetwas zu fragen und man fühlte, wie ein gemeinsames Band diese lieben Menschen mit allen andern verknüpfte. Bei offiziellen Anlässen merkte man aber ebenso nirgends Steifheit oder Unsicherheit. Der König begrüßte mit seinem gemütlichen Schmunzeln alte Bekannte und brachte überallhin gleich einen feinen Ton von Verständnis mit. Die Königin, mit dem „Seidenen", wie sie es nannte, angetan, blinzelte wieder ihre Bekannten an (denn sie war sehr kurzsichtig) und die Zuhilfenahme der Lorgnette brachte einem das angenehme Gefühl, daß sie einen eigens heraussuchen wollte, um ein paar liebe Worte zu sagen. Ohne Lorgnette war die Gute einfach verloren.

Der Tod König Alberts war ein harter Schlag für Land und Königin. Allgemein und tief war der Schmerz und das Bedauern für die Witwe. Damals gingen ihr Beileidskundgebungen von einfachen Menschen zu, die ihr, wenn sie es noch nicht gewußt haben sollte, den Beweis erbrachten, wie menschlich nahe sie und der König gerade dem Manne und der Frau aus dem Volke gestanden haben.

Die offizielle Trauerfeier war eine imposante; ich vertrat damals meinen Vater in seiner Eigenschaft als Großherzog, wie als naher Verwandter. Persönlich kamen Kaiser Franz Joseph, die deutschen Fürsten unter Vorantritt Wilhelms II., von allen ausländischen Höfen ein Vertreter: der Graf von Flandern, Bruder Leopold II., der Kronprinz von Schweden, Alexis von Rußland, der eigens von Paris nach Dresden beordert worden war und sich darüber sehr ärgerte; ferner Thomas von Genua, der Sohn des Herzogs von Connaugth, mein Vetter Caserta und eine Anzahl Gesandte und Botschafter. Es ward die gute alte Zeit zu Grabe getragen; unbeweglich und totenstill die ungeheure Menschenmenge am Altmarkt, Kopf an Kopf, unbedeckten Hauptes, die einzigen Lichtblicke darin — Tücher, von den Frauen an die Augen geführt. Wankend und langsam bahnte sich der Leichenzug den Weg, um vor der Kirche Halt zu machen. In den Herzen vieler die bange Frage: Was wird nun werden? — Der neue König schon ein Greis, als solcher noch gierig nach der Krone, die er nur zwei Jahre tragen sollte; hart, starr, kalten Auges blickte er gleichgültig auf die Menge.

XLIII. Der sächsische Puritaner-König Georg.

Georg sah in gewisser Beziehung seinem Bruder ähnlich, aber nur rein äußerlich; die gleiche Gestalt, nur hagere Gesichtszüge, derselbe Gang, nur härter auftretend, es mag auch durch die gleiche Barttracht, das ausrasierte Kinn, wie es ja der alte Kaiser Wilhelm und Franz Joseph auch trugen, zur Ähnlichkeit beigetragen haben. Von Charakter aber waren beide grundverschieden. So nachsichtig und liberal Albert war, so unerbittlich und puritanisch streng war Georg. In seinem Hause, wo doch Kinder aufwuchsen, wehte einen eine wahre Grabesluft an. Es war auch merkwürdigerweise das Mobiliar dem Hausherrn angepaßt. Nirgens eine gemütliche Ecke, alle Möbel standen gewissermaßen verlegen und schuldbewußt da, als ob sie jederzeit einen Tadel ob ihrer zuweitgehenden Bequemlichkeit erwarteten. Die Villa in Hosterwitz betrat ich stets mit dem Gefühl, zum militärischen Rapport zu gehen und ich konnte den Gedanken nicht los werden, als erwarte mich irgend eine Unannehmlichkeit, was ja auch zumeist der Fall war. Bei der Begrüßung zwang Georg ein totgeborenes Lächeln auf seine schmalen Lippen, die kalten grauen Augen sahen einen forschend, mißbilligend, feindselig an, und die Konversation bewegte sich mühsam auf schmalem konventionellen Stege, denn überall umher lauerten versteckte Fallen.

Georg war das verkörperte System der starrgläubigen Unduldsamkeit. Unter Umständen ist es sehr anerkennenswert, wenn man unerschrocken seinen Glauben verteidigt und ihn hochhält; dies ist aber nur am Platze, wenn man sich von Feinden angegriffen sieht. Ein ganz anderes Gesicht bekommt aber die Sache, sobald um einen herum kein Mensch ist, der angriffslustig wäre. Diese Starrheit stößt dann ab und zerstört alle Harmonie, jedes aufkeimende Gefühl muß in Terror untergehen und verdorren, und Feind-

seliges steigt in der Umgebung auf. Während dem König Albert alles zuflog, machte man um Georg einen Bogen. Ich muß jedoch als objektiver Beobachter sagen, daß Georg alles, was er tat, für recht und gut hielt. Sein Standpunkt erschien ihm als der des Gerechten, dem es Pflicht ist, das Unrecht auszumerzen und soweit es ihm zustand, zu züchtigen. Er bemühte sich, liebenswürdig zu sein und als Gastgeber seinen Gästen das an leiblicher und geistiger Speise vorzusetzen, was er für Körper und Seele als heilsam erachtete. Daß es auch andersgeartete Menschen geben müsse, sah er wohl ein und bedauerte es vermutlich in seinem Innern. Jedwede Lustigkeit noch so harmloser Art empfand er als Quelle der Sünde und wohin er kam, erstarb alles Leben, um wesenloser Öde Platz zu machen. Gewiß war er von den besten Absichten erfüllt, seiner Umgebung jenes Labsal zuteil werden zu lassen, das ihn selbst erquickte, aber er war bereits auf einem so verbohrten Standpunkt angelangt, daß das ihm Nektar und Ambrosia erscheinende schon in der Art der Verabreichung anderen Menschen gallebitter vorkommen mußte. Vielleicht war seine Witwerschaft der Ursprung dieser unerhörten Intoleranz. Eine verständige und lebhafte Frau hätte ihn auf einen milderen Weg führen können. Vielleicht auch war er verbittert, weil sein Glaubenseifer bei seinem Bruder keinerlei Interesse fand und weil er als der ewige Kronprinz die Zeit nicht erwarten konnte, seine Theoreme in greifbare Wirklichkeit zu übersetzen. Das erklärt auch, warum er trotz des beginnenden Greisenalters doch noch zum Erstaunen der Fernstehenden den Thron bestiegen hat; die ihn näher kannten, wußten es ja, daß er niemals zugunsten seines Sohnes zurücktreten werde. — Ein Parallelfall zur Thronbesteigung Ludwig III. von Bayern. Regierende sehen den ältesten Sohn, der ihnen ja doch immer folgen muß, als eine besondere Art von persönlichem Feind an und lassen ihn nur widerwillig in die Staatskarten blicken; sie befürchten, vorzeitig abgedrängt zu werden und ein wachsendes Mißtrauen erfüllt ihre Seele. Georg sah sich getäuscht, als er König wurde. Er vermeinte, seiner neuen Würde gemäß, Sympathien erwerben oder erzwingen zu können. Er blieb für die lebenslustigen und heiteren Dresdener, für das ganze harmlose gemütliche Sachsen der, der er war: der Prinz Georg, dem man aus dem Wege ging, den man,

wenn man nicht mehr ausweichen konnte, gemessen grüßte und froh war, wieder weiterzukommen. In den Tagen nach der Beerdigung König Alberts konnte ich mich selbst davon überzeugen, wie eine große Anzahl von Menschen beim Herannahen des königlichen Wagens plötzlich interessiert in die Schaufenster guckte oder, den Gang beschleunigend, um die Ecke bog; während man doch früher gewohnt war, daß alles dem Wagen entgegenging und freudig grüßte, wenn das Königspaar vorbeifuhr. Auch in der Gesellschaft hatte man Scheu vor Georg, denn man wußte nie, ob er nicht an dem oder jenem Mißfallen finden und den Betreffenden dies auf eine unangnehme Art merken lassen werde. Eigentlich war er zu bedauern, denn er war völlig vereinsamt und suchte Trost und Linderung für seine furchtbaren Enttäuschungen in der Gesellschaft seiner geistlichen Berater. Georg hätte wohl getan, wenn er in der von ihm unablässig gepredigten „christlichen Demut" die Krone an sich hätte vorübergehen lassen und sie seinem Sohne Friedrich August, meinem Schwager, zu übergeben. Mit diesem verstand ich mich recht gut. Er war ein braver Mensch, der von seinem Vater nicht gerade gut behandelt wurde, der sehr an den Kindern hing und in seiner gemütlichen und leichten Art die Dinge nahm, wie sie kamen. Er fand sich mit allem ab. Wie ja überall sind junge Leute, die Geld und Freunde haben, gerne geneigt, manchmal tiefer ins Glas zu sehen als nötig. Friedrich August war davon keine Ausnahme; während sein Schwager, Erzherzog Otto die unzähligen Räusche Amok laufen ließ, brachte er die seinen wohlversorgt nach Hause — worunter seine nächsten Familienangehörigen wohl am meisten zu leiden hatten. Außer für militärische Dinge und Jagden hatte er wenig Interessen. Es wurde auch in seiner Jugend verabsäumt, Verständnis für Anderes zu wecken und es zu pflegen, denn sein Vater glaubte das Glück seiner Kinder dadurch zu begründen, daß er sie möglichst streng von allem abschloß, was der rigorosesten jesuitischen Anschauung irgendwie Anlaß zum Tadel gegeben hätte. Wie wäre vieles anders geworden, wenn Georg als Mensch seine Kinder aufgezogen hätte. — Und meiner unglücklichen Schwester Luisa wäre vermutlich so manche der zahlreichen Enttäuschungen erspart geblieben, die ihr das Leben am sächsischen Hofe immer mehr vergällten.

XLIV. Die Klausur des Kaisers.

Jeder Herrscher ist mehr oder weniger hermetisch abgeschlossen und nichts erreicht sein Ohr, was nicht das ministerielle Sieb passiert hat. Auch sind die Lebensgewohnheiten eines Menschen, der dem Greisenalter entgegengeht so geregelt, daß er keine Lust verspürt, aus dem lieb gewordenen Geleise geworfen zu werden, indem er irgendein Kissen, auf dem er angenehm ruhte, plötzlich aufreißen und dessen Inhalt untersuchen soll. So pflichtgetreu und gewissenhaft Kaiser Franz Joseph in Regierungssachen war, so wurde er doch zusehends nach außen abgeschlossen durch die wenigen Getreuen, die mit ihm alt geworden waren. Direkt an ihn zu gelangen, ihm unvorbereitet etwas vorzutragen, war nahezu unmöglich; er selbst wollte vorher von allem unterrichtet sein, was im Laufe des Tages an ihn herantrat. Es war klar, daß seine Umgebung verhinderte, daß überraschende und vorher nicht sorgfältig frisierte Angelegenheiten zu seinen Ohren kamen, während der Beschwerdeführer eine Abhilfe nur darin erblickte, wenn der Kaiser von den Vorfällen erfuhr und die Sache von oben aus aufgerollt worden wäre. Mitunter kamen ja solche Verwegene bis zu Franz Joseph, und wenn ein Mißstand erkannt und zu beheben war, so war er rastlos bemüht, Ordnung zu schaffen. Es ging dann zu, wie in einem Ameisenhaufen, alles rannte hin und her, hohe Herren wurden zu ungewohnter Zeit aufgestöbert und eine ganz außerordentliche Maschinerie setzte sich in Bewegung. Der aber, der die vielen Transmissionen plötzlich zum Rückwärtslaufen gezwungen hatte, war froh, wenn er seine Tage fern von Aranjuez verbringen konnte, und es darf niemanden wundern, daß man allmählich vermied, sich zwecklos die Finger zu verbrennen. Versuche von

uns Erzherzogen, die Vermittlung einzelner Fälle zu übernehmen, wurde als Kompetenzüberschreitung abgewiesen.

Sollte ich im einzelnen feststellen, welche Männer den unmittelbaren Einfluß auf Kaiser Franz Joseph hatten, so kann ich nur Vermutungen aussprechen. Seit Jahrzehnten wurde er von seinem Jugendfreund, dem Chef des Generalstabs Baron Beck, in allen militärischen Angelegenheiten beraten, die auch das mit Vorliebe ausgeübte Amt des zweiten Generaladjutanten Freiherrn von Bolfras bildeten, der sehr in Gunst stand, während der erste Generaladjutant Graf Paar — ein ruhiger, recht sachlicher, Intriguen abgeneigter Mann — der ständige Begleiter des Kaisers war. Die Hauptkontrolle über die an den Kaiser herantretenden Affären hatte der Chef der Kabinettskanzlei, Freiherr von Schießel, der seine Funktionen ohne Rücksicht auf die Besonderheit der Dinge ausgeübt haben dürfte.

XLV. Das moderne Byzanz.

In Byzanz, sagt man, sei der Servilismus (markierte Knechtschaft) zur Erreichung unlauterer Zwecke zuerst in die Erscheinung getreten. Sie wird wohl damals auffällig oft praktiziert und damit als eine Eigentümlichkeit des byzantinischen Hofes von fremden Besuchern notiert und als solche weiteren Kreisen bekanntgegeben worden sein. Jedenfalls aber existiert der Byzantinismus, der widerlichste und gefährlichste Auswuchs der Schmeichelei, schon seitdem sich der erste energische Mensch über das Niveau seiner Mitmenschen erhoben hat. Immer fanden sich Individuen, ja, ganze Klassen von Menschen, die zu indolent oder zu unfähig waren, irgendeine — sei sie auch noch so wenig anstrengende — Arbeit zu verrichten, die sich auf beliebige Weise, sei es durch läppische Figur, sei es durch beißende Ironie, sei es durch Vermittelung Bekannter oder Verwandter, mündlich oder schriftlich dem Herrscher zu nähern gewußt haben, sein Interesse erweckten und nun durch das Neue, mit dem sie Zerstreuung brachten, sich nach und nach unentbehrlich machten; Hofnarren, Zwerge, Possenreißer, Zauberer, Sänger, Leibdichter, Medizinmänner, Beschwörer aller Art, Astrologen, Mystiker und Verbrecher jeder Sorte verstanden es seit jeher, dem weniger oder mehr kultivierten Herrscher Zeitvertreib zu verschaffen und dabei ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Freilich war oft ein solches Amt ein lebensgefährliches — in dem Sinne, als ein dem Herrscher nicht mehr Zusagender, dessen Mätzchen schal geworden waren oder der es gewagt hatte, der Wahrheit zu nahe zu kommen, einfach aus dem Wege geräumt wurde; ein Menschenleben wurde nicht hoch bewertet, es gab ja so viele dieser Schmarotzer und Sykophanten. Ihr Beruf war ein verächtlicher und mehr oder

weniger vogelfreier. Vornehmlich war das Bestreben dieser eigentümlichen Zunft, den Begierden des Herrschers Vorschub zu leisten. Man könnte es auch Kuppelei im weitesten Sinne nennen. Sie wußten es genau, daß der Herrscher auch nur ein Mensch sei, der aber seinen Leidenschaften scharfe Zügel anlegen müsse, um nicht in den Augen der Allgemeinheit zu sinken. Darum verstanden sie es, ihm im geheimen alles zuzuführen, wonach seine Laune verlangte; je mehr er ihnen zu Danke verpflichtet war, desto besser. Im Verlaufe der Zeiten wandelten sich diese Menschen langsam um. Das augenfällige ihrer äußeren Erscheinung paßte sich der Allgemeinheit an, immer seltener wurden Hofnarren mit Schellenkappen, Zwerge in groteskem Gewande, Sterndeuter in langem Talar; die Schellenkappe verschwand und wurde gewissermaßen zur Tarnkappe, die Zwergenhaftigkeit ging ins Geistige über, und der Talar verkürzte sich solange, bis er zum tadellos sitzenden Frack wurde; man unterschied unter dem Gewühle der Höflinge, der Bittsteller, der großen Masse der bei Hofe Ein- und Ausgehenden nicht mehr den besonderen Beruf, dem einer oder der andere oder viele nachgingen, und der nach wie vor einträglich geblieben war. Die Schmeichelei, das Zuträgertum, die Liebedienerei, alles war vorhanden, nur den geänderten Verhältnissen angepaßt, hatte das Gewand des ehrlichen Menschen usurpiert und bewegte sich zielsicher und unverschämt, höhnischen Triumph in den beweglichen Augen. — In Österreich blühte das Gewerbe der byzantinischen Industrieritter verhältnismäßig spät auf. Der Österreicher ist an und für sich gemütlich und dienstbeflissen. „Schamster Diener" (lies: gehorsamster Diener), „Euer Gnaden" hört man ja allenthalben, und mit einem guten Wort oder einem Witz kann man speziell den Wiener zu allem haben. Solche, die in Österreich dem Byzantinismus in seiner ekligsten Form fröhnten, waren meist Landfremde. In den letzten Lebensjahren des Kronprinzen drängten sich viele an ihn heran, leider muß man sagen, auch aus der Intelligenz und der Aristokratie, die es nicht unterließen, bei jeder Gelegenheit ihn in den Himmel zu heben und Stephanie mit den Göttinnen des Olymps zu vergleichen. Rudolf war dagegen unempfindlich, er belächelte dies höchstens mitleidig; eine eigentümliche Szene fand in Fiume an Bord der Yacht „Miramar" statt, wo einer jenerNachkommen derer von derSchellenkappe in einen

exaltierten Panegyrikon ausbrach, als er erfuhr, daß Stephanie ein Bad genommen hatte. Die Wanne himmelte er an und beneidete das Wasser, er erbat sich davon eine Flasche, um zu einem Dithyrambus angefeuert zu werden. Ein solcher Mensch, der übrigens ein sehr gebildeter Philologe war, glaubte sich dadurch besonders eingeschmeichelt zu haben. Rudolf, der ihn sonst schätzte, drehte sich rasch um und zu mir gewandt, deutete er mit dem Finger auf die Stirn. Aber ähnlich wie dieser trieben es viele, und je kriechender und feiler, desto mehr erhofften sie sich. Es verbreitete sich diese Lobhudelei rasch in allen Kreisen, und wo auch Rudolf erschien, wurde er beweihraucht.

Nach seinem Tode wurden die Zustände etwas besser, und da der Kaiser solche Schönredner schwer vertragen konnte, und sie mit einem wohlgemeinten: „Na, so arg wird es ja doch nicht sein" abfertigte, wagten sie sich nicht näher an ihn heran; aber sobald Franz Ferdinand in den Vordergrund trat, war die Schmeichlerherde wieder da, wie die Bremsen im Juli, und man konnte sich ihrer kaum erwehren; sie umflatterten ihn, folgten ihm nach und als er Sophie Chotek geheiratet hatte, wurde er überall von derartigen Kreaturen begleitet, die oft scheinbar ganz harmlos in seiner Gegenwart, so daß er es hören konnte und wohl auch sollte, in Lobpreisungen über ihn ausbrachen, die er nicht abwehrte. Im Gegenteil: er badete mit offensichtlichem Vergnügen darin. Solche Freuden des Weihrauches wußte ihm besonders sein intimer Freund, Graf Wurmbrand, General a. D., zu bereiten.

Kein Monarch, ja, kein Großer dieser Erde, sei es nun durch Geburt oder vermöge seiner geschäftlichen Tüchtigkeit, ist vor dieser Sorte bewahrt. Überall finden sie sich ein und glauben durch einen verzückten Augenaufschlag, durch den Brustton der Überzeugung ihr Opfer reif zu machen, um dann die Angriffsbewegung einzuleiten. Es gelingt ihnen auch zumeist, denn die Eitelkeit hält sich ja auch nur in solchen Kreisen auf, die irgendwelchen Besitz ihr Eigen nennen oder auf ihn hoffen.

XLVI. Korruptionserscheinungen im k. u. k. Generalstab.

Ein vielverzweigter, bei seinen Funktionen sensibler Apparat ist der Generalstab der Armee, in Deutschland — wohl emphatisch — der Große Generalstab genannt. Der Zweck, dem diese Institution dient, ist bekanntlich die Führung der Armee im Felde. Daran knüpfen sich eine Unzahl von vorschauenden und vorbereitenden Maßnahmen. Wenn eine solche Institution ihren Zweck sinngemäß erfüllen soll, so muß tadellose Ordnung herrschen, es muß jeder seinen Posten ausfüllen, es darf niemand über seinen begrenzten Rayon hinausgreifen, straffe Disziplin nach unten, aber auch nach oben muß unbedingt als erstes Maxim gelten, und diejenigen, die in diesen feinen Mechanismus eintreten, müssen an Herz und Nieren geprüft werden. Soweit es Menschen sind, muß versucht werden, untadelige zu finden, vertrauenswürdige ebenso wie vertrauensvolle Leute, die Ehrgefühl ohne streberischen Ehrgeiz, Selbständigkeit, raschen Entschluß, Elastizität in der Anpassung an plötzliche und unvorhergesehene Ereignisse, vor allem aber Anstand und Takt besitzen. Unter den vielen Tausenden von Offizieren finden sich solche leicht. Es ist die Aufgabe von deren Vorgesetzten, diejenigen zu erwählen, die sich hierzu eignen. In dem zweijährigen Kursus der Kriegsschule werden sie auf ihre geistigen Fähigkeiten geprüft; es ist dies eine Hochschule rein militärisch-taktischer, insbesondere strategischer Art. Alles kommt hier wieder auf den Kommandanten derselben, auf den Lehrkörper an. Die Schablone muß — leider bin ich gezwungen zu sagen: müßte — unbedingt wegfallen. Es sind ja nur wenige — etwas über hundert — junge Leute; bei gutem Willen, Interesse am Erfolg und immer die leitende Idee vor Augen, hätte man sie in längstens ein paar Monaten soweit individualisiert, daß

man imstande sein könnte, jeden einzelnen in seinen Fortschritten zu begleiten. Die unerbittliche Pflicht des Kommandanten ist es aber, sobald er sieht, daß sich einer seiner Pflegebefohlenen nicht eignet, ihn allsogleich wieder zum aktiven Dienste zur Verfügung zu stellen. — Vielfach aber geschah dies nicht. Rücksichten aller Art, Verbindungen des Betreffenden, Fürsprache vornehmer und einflußreicher Verwandten und Gönner zivilen oder, noch weit mehr den Ausschlag gebend, militärischen Berufes haben den Kommandanten — ich will nicht sagen verleitet — aber umgestimmt, es noch eine Zeit mit dem zu Entfernenden zu versuchen. Vielleicht haben diese Bestürmungen das Bild, das sich der Kommandant gemacht hat, getrübt, es rosig angehaucht, vielleicht auch ist er andern, persönlichen Überlegungen und Raisonnements gewichen und hat den nicht Geeigneten behalten. Der gewiß brave Kommandant ist über eine Fußangel des Byzantinismus gestrauchelt. Der Ungeeignete sieht, daß er nicht aus eigener Kraft vorwärts kommt, sondern daß er geschoben wird. Da er ungeeignet ist, ist sein Charakter kein solider. Er wird sich sogleich sagen, ist es einmal gegangen, so geht es auch weiter und wird es verstehen, in seiner weiteren Karriere alle jene Fürsprecher und Gönner sich warm zu erhalten, ja, noch andere vielleicht auch nur dieser Verbindungen halber heranzuziehen, so daß er bald ganz sorglos sein kann. Es findet sich übrigens immer ein gefälliger, abhängiger, arbeitsamer armer Teufel, der ihm die Arbeit, soweit sie keine öffentlichen Ehrungen einträgt, und seine Verantwortung für Fehler, abnimmt. Er wird steigen, er wird aber auch Schule machen. Ein solches Individuum kann eine ganze Gruppe der Institution vergiften, ja, diese selbst in ihrem Umfange vollständig diskreditieren. Welche Gefahren für die Existenz eines Staates, derartige Avancementstechniker bedeuten, sah man (viel zu spät) an dem famosen Oberst Redl, der nach Ausbruch des Weltkrieges vom schnödesten Verrat nicht zurückscheute; und ein derartiges Subjekt hat im k. u. k. Generalstab jahrelang eine führende Rolle gespielt.

XLVII. Potenzierter Byzantinismus.

Es gibt junge Leute, die strebsam sind, aber nicht rasch genug weiter kommen, die scharfe Augen haben, aber bisher noch ehrlich waren, die vielleicht gut leben wollen, aber nicht die nötigen Mittel dazu haben und den Aufstieg eines solchen Meteors mit hohlem Kern durchschauen. Sie machen sich an ihn heran und schmeicheln ihm, dem Schmeichler. Byzantinismus zum Quadrat. Sie erreichen auch, daß er, der nun dank seines biegsamen Rückgrats, in eine einflußreiche Stellung aufgestiegen ist, sie wieder protegiert, und tatsächlich erfahren sie, wie wenig nötig ein ehrenfester Charakter ist, ja, wie schädlich er zum Vorwärtskommen sein kann, weil sie ihre Kameraden, die ehrlich geblieben sind, weit hinter sich mühsam mit Arbeit anderer auch noch überhäuft, durchs Leben quälen sehen. Nun setzt der gefährliche Moment ein: Sie verlachen diese Arbeitstiere und blähen sich auf, spazieren herum, denn sie haben es ja nicht nötig, sich abzuarbeiten, ihre Verbindungen genügen ihnen. Neider gibt es überall. Beneidet wird der, der es besser hat, das läßt sich nicht aus der Welt schaffen. Der Neid aber frißt an der Seele und führt zum Generalisieren. Alle, die es besser haben, als der Neidling, werden angefeindet, hinterrücks angegriffen und so geht es auch jenen, von denen ich eben sprach. Diese jungen protegierten Leute, die den Himmel auf Erden haben — denn sie stehen unter mächtigem Schutze eines wieder von einer höheren Stelle Protegierten — werden als hervortretende Typen des Systems bald mit dem System identifiziert, und mit ihnen ist die Mehrzahl der wirklich tüchtigen Menschen in den Augen der Masse Liebediener, Kriecher und Schädlinge. — Der Chef des Generalstabes steht diesen Dingen

zu fern. Er hat keine Gelegenheit zu beobachten, wie sich das Gift langsam in das System einschleicht, er hat anderes zu tun, das ihn mit den untersten Schichten seiner speziellen Gruppe nicht in Berührung bringt. Ist er aber ein Mann — ich füge kein Adjektivum bei, um das Wort durch seine Größe wirken zu lassen —, so wird er es verstehen oder verstanden haben, bei seinem Aufstiege in der Wahl von Männern um seine Person, alle dubiosen Charaktere auszuschließen. Er wird kraft seiner Persönlichkeit imstande sein, durch ein Ultimatum: aut ego aut nihil alle ihm auffallenden Parasiten aus dem System zu entfernen oder ihre Entfernung zu veranlassen und sie durch bessere zu ersetzen. Schließlich wird er die Reinigung des byzantinisch verseuchten Stalles ganz oder partiell durchgeführt haben; dazu aber gehört ein Mann in der Vollkraft seiner Jahre. — Feldzeugmeister Baron Beck war ein Greis, als er Chef des Generalstabes wurde. Er war klug, vielleicht nur zu klug, und ehrgeizig. Ehrgeizige Menschen gefielen ihm. Er verlor den Begriff des Unterschiedes zwischen Ehrgeiz, um der Allgemeinheit zu dienen, und Ehrgeiz, um über die bereitgestellten Rücken anderer zu steigen. Er hörte gern, wenn der flaschengrüne Rock gelobt wurde. Freilich lobten die Hintermänner ihren Strohmann, weil sie selbst dadurch in der Achtung stiegen. Es bildete sich ein weihrauchfaßschwingender Konzern aus, der dem guten alten Beck die Aussicht und den scharfen Blick ganz benebelten. Er tappte zufrieden darin herum und machte Mißgriff auf Mißgriff. Der Byzantinismus trieb seine exotischesten Blüten.

Gewissenhafte und ehrliche Männer gab es im Generalstab die größte Zahl, aber die wenigen, die darin als Schmarotzer wucherten, untergruben das Ansehen, verhinderten das ersprießliche Funktionieren, schädigten den ganzen Körper und brachten es so weit, daß ein ungerechtfertigtes Mißtrauen in der ganzen Armee einsetzte, das nicht mehr auszurotten war. Der Byzantinismus im Generalstabe hatte gesiegt.

XLVIII. Der weisse Rabe.

Während meiner Dienstleistung in der Armee bin ich naturgemäß viel mit dem Generalstab zusammengekommen. Als ich die Stabsoffiziersprüfung ablegte, waren wir eine Gruppe von einigen zwanzig Hauptleuten aller Waffengattungen und jeden Alters zwischen dreißig und fünfzig Jahren. Nun ist die Majorsecke ein Ort, wo die schmale Hauptmannsgasse in die breite Stabsoffiziersstraße mündet, und man scharfen Winden ausgesetzt ist. Unsere Instruktoren waren selbstverständlich Generalstäbler. Der Leiter, ein älterer General, Freiherr von Fabini, ein Mann von milden Ansichten, ohne jegliches Strebertum, sonderte ganz gemütlich die schwarzen Schafe von den weißen; sein scharfer Blick unterschied sogleich die Tauglichen von den Untauglichen. Unter den letzteren war aber einer, dessen geheime Wurzelfäden weit hinaufreichten in der militärischen Hierarchie. Trotz aller Intrigue, trotz Vorstellungen eines typischen Byzantiners, der einer der Instruktoren war, wurde der Aspirant zurückgestellt. Wir anderen empfanden es als Genugtuung, denn wir kannten ihn und wußten, daß, wie man sagt, an ihm hinten und vorne nichts dran war. Der General war auch ein Generalstäbler, aber von der Sorte Eichenbaum. Weder die Säge des Chefs, noch die heimtückischen Untergrabungen seiner Wurzeln konnten an ihm rütteln. Er war gerecht und Menschenkenner und unabhängig genug, um, wenn es ihm zu toll wurde, den Zylinder zu kaufen — wohlgemerkt, eine Nachnahmesendung des Zylinders hatte er schon öfter mit Erfolg retourniert. Er blieb trotz aller Anfeindungen, weil er der Sache dienen konnte; dieser Typus ist trotz zahlreicher Korruptionserscheinungen der überwiegende, aber nach außen hin scheinbar der verschwindend geringere, weil

er nicht ins Auge fällt und zu keinerlei Kritik Anlaß gibt. Ich bin ihm später, als er plötzlich seinen Abschied nahm, gerade, als sich die Feindseligkeit gegen ihn gelegt hatte, begegnet und habe mit ihm über allerlei gesprochen. Er war stets respektvoll und seinem Kaiser einer der treuesten Diener, der öfter den Ring um den Thron auseinandergebogen hatte, um den Monarchen in seiner freimütigen Sprache, aber immer sachlich und milde beurteilend, auf dies oder jenes aufmerksam zu machen. Von dieser Art braver Männer sind mir noch viele bekannt geworden. Hut ab vor ihnen! Sie verschwinden unter dem wuchernden Unkraut und wirken in der Verborgenheit, während die Parasiten im hellen Glast byzantinischen Feuers vorn an der Rampe ihre grotesken Sprünge und Verrenkungen machen, eine Schaunummer, die nur einzelne Habitués entzückt, aber für die Direktion des Etablissements ein Fehlschlag sind.

XLIX. Das Völkerchaos in der k. u. k. Kriegsmarine.

Bunt zusammengewürfelt wie die Monarchie an Völkerschaften mit den verschiedensten Gebräuchen, Sitten, Religionen, Kulturstufen, Sprachen und typischen Eigentümlichkeiten waren naturgemäß auch Armee und Marine. In der letzteren waren vor allem die kroatische Küstenbevölkerung, Fischer, Küsten- und Großschifffahrtstreibende und die weiteren Anwohner vertreten, die italienische Bevölkerung der Küstenstriche Triest, Pola, Fiume, Zara, Spalato, Ragusa, die der Wandertrieb zur Marine leitete. Die Dienstsprache war Deutsch, aber der Verkehr vollzog sich in dem italienischen Dialekt, der an der Küste überall gesprochen wurde, und im serbo-kroatischen, das die Einheitssprache der südslawischen Völker von der Drau bis zur Morawa bildet. Zur Zeit meines Dienstes bei der Kriegsmarine, Ende der achtziger und Anfang der neunziger Jahre, war von agitatorischen Bewegungen von Seiten des Panslawismus und der Irredenta insofern wenig zu merken, als auf den Schiffen, die sich in Mission befanden, sowie auf den Übungseskadern ein enger Zusammenschluß aller sich von selbst ergab, da man gemeinsam gegen den elementaren Feind, Wind und See, zu kämpfen hatte und das Prinzip „Viribus unitis" sich hier von seiner patriarchalischesten Seite bewahrheitete.

Allerdings tendierten die Slawen, soweit unter ihnen intelligentere Städter waren, nach einem vagen Ziele ihrer politischen Sehnsucht: der Einheit der Slawen, wenn nicht aller, so doch der Südslawen; freilich waren auch unter ihnen große Gegensätze, die sich einer solchen Vereinigung entgegenstellten. Die Slowenen, leichtblütiger als die Kroaten, ihre Nachbarn, aber gemeinsam mit ihnen zum überwiegenden Teile katholisch, standen den Serben

griechisch-orthodoxen Glaubens aus diesem Grunde wenn nicht feindselig, so doch ablehnend gegenüber. Die Schrift der Serben, die Cyrillika, war den Lateinschreibern der westlichen Slawen unverständlich, weil unleserlich. Das Lebensinteresse der Dalmatiner konzentrierte sich auf die See, während landeinwärts eines schmalen Küstenstreifens die Interessen mehr dem Inlande zugewandt waren und mangels von praktikablen Verbindungen mit dem Meere sich wohl jenem zuwenden mußten. Somit war zu meiner Zeit ein Zusammengehen nicht ausgesprochen, obwohl eine eifrige und geheimgehaltene, weil streng bestrafte Agitation die Hoffnung nicht aufgab, es zur Verschmelzung der Südslawen wenigstens unter der Vorherrschaft Serbiens zu bringen. Der kroatische Bauer, der dalmatinische Fischer, der wortkarge und stolze Bosniake und Herzegovce und der erst seit kurzer Zeit seiner Unabhängigkeit beraubte Krivoscianer des Gebietes der Bocche di Cattaro hatten keinerlei Interesse, daß ihre politische Lage geändert werde. Genügsam wie sie waren, ging es ihnen gut, sie wünschten nichts anderes, als nach vierjähriger Dienstzeit ihre Ersparnisse nach Hause zu bringen, um ihr beschauliches oder gefahrvolles Handwerk weiter zu betreiben.

Anders die italienische Bevölkerung der Städte. Unruhiges Blut, leicht entflammbar, bei jeder geheimen Wühlerei schon aus kindlicher Neugierde und um eventuell dabei eine Rolle zu spielen, mit Leib und Seele dabei, intelligent, aber moralisch tiefstehend, waren sie das gerade Gegenteil des Gros des Marinekontingents der Slawen. Aber sie waren leicht zu führen und zu lenken, wenn auch nach ihrer Ansicht die unerläßliche straffe Disziplin, die ja auf Kriegsschiffen besonders einschneidend ist und sein muß, als ein unnötiger Zwang empfunden wurde. Zum Teil auch Seefahrer, waren sie flink und gewandt, vertrugen sich gut mit den anderen Nationen; da sie in der Minderzahl waren, hielten sie untereinander fest zusammen. Wenn des Abends in der Feierstunde die Gruppen auf dem dämmrigen Deck, in Dunkelheit gehüllt, beieinander hockten, wenn die Segel gleichmäßig gefüllt oder die Maschine wie eine Uhr die Schläge der Pleuelstange rhythmisch dumpf folgen ließ, so hörte man den eintönigen, vielleicht von einer „Gusla" begleiteten Gesang der Slawen, anderswo sang ein Chor ein italienisches

Lied, bald scherzend, bald wehmütig, bald eine Arie mit musikalischem Gefühl und Schwung, deren Text aber von einem Improvisator zu einer greulichen Lästerlichkeit umlibrettiert war. Die anderen Elemente, meist Wiener und Ungarn, waren in zu geringer Zahl, um eine Stimme zum Orchester zu liefern, und wieder einander zu fremd, um sich zu vereinigen. Ich habe es öfter versucht, einen solchen Chor zusammenzubringen, aber die Deutschsprechenden schlossen sich lieber den Italienern an und gröhlten mit, als daß sie sich zusammengetan hätten. Es ist ja begreiflich, der Kärntner, der Steirer, der Tiroler, der Südmähre, der Schlesier, der Innerösterreicher, alle haben sie andere Interessen, die sich in der einfach gearteten Interpretation des Liedes äußern; jeder singt den gleichen Text auf seine Weise, oder dieselbe Melodie hat einen verschiedenen Text. Es war ähnlich wie beim Turmbau zu Babel. Selbst unter den einzelnen Vertretern der deutschen Stämme war keine Einigkeit, wie sollte sie erst im Reiche zwischen so grundverschiedenen Nationen, wie die passiven Slawen, die forschen Magyaren, die heftigen Italiener und die nur durch die gemeinsame Dienstsprache scheinbar vorherrschenden, duldsamen Deutschen erreicht werden. Jede Nation wollte obenan sein, jede das Ohr des Monarchen haben, jede war von der anderen irgendwie benachteiligt, übervorteilt, betrogen worden. Nur in einem einzigen Punkte aber waren sie einig und blieben sie einig, freilich nur bis gegen Jahrhundertsende: in ihrer Anhänglichkeit und Verehrung für die Person des Monarchen, für Franz Joseph, den gemeinsamen Vater aller, der von dem Begriffe Österreich nicht zu trennen war.

Franz Joseph hielt Österreich zusammen. Daß er einmal nicht mehr sein würde, konnte man sich beinahe nicht vorstellen; aber das war klar, daß, wenn dies einträte, die Herde tatsächlich ihren Hirten verloren haben, daß sie dahin und dorthin irren und den lockenden Wölfen im Schafspelze in den Rachen laufen werde.

Die älteren Unteroffiziere hatten lange genug das deutsche, österreichische Empfinden kennen gelernt und waren sich bewußt, daß sie nur einem Herrn dienen konnten. Sie fühlten sich wohl, waren ihrer Pension sicher, sobald sie kein Makel traf. Da nun wieder die junge Mannschaft von ihnen — sagen wir — erzogen wurde, so war es selbstverständlich, daß sie die generellen An-

sichten derselben annahm; im großen und ganzen war über Mangel an Disziplin oder Loyalität nicht zu klagen; mitunter tauchte einer oder der andere auf, der verworrene Ideen proklamierte; dies wurde meist spaßhaft aufgenommen. Anders war es mit dem Offizierskorps.' Dieses, aus allen Nationalitäten zusammengesetzt, hatte begreifliches Interesse an allen den Vorgängen politischer Art, die man mehr oder weniger parteilich entstellt, in den Zeitungen lesen konnte. Es wurde allerdings — obwohl Politik, und mit Recht, verpöhnt war — darüber debattiert, und Heißsporne hatten ihre Argumente klipp und klar bereit, schlaue Schleicher horchten herum, ließen da und dort ein Wort fallen, um einen anderen zum Reden zu bewegen und ihn dann davon zu überzeugen, daß er unbedingt auf ihre Seite übergehen müsse. Durch diese entgegengesetzten Strömungen und unaufhörlichen Agitationen wurde das Offizierkorps, ein für das Heer so überaus wichtiger Faktor, nach und nach innerlich zerfressen, und als der große Sturm heranbrauste, konnte das morsche Gebäude ihm nicht standhalten, es brach an mehreren Stellen ein und gab den verhängnisvollen Erscheinungen Zutritt, die im Kriege soviel Unheil anrichten sollten.

L. Andere Verfallssymptome der Monarchie.

Mannigfacher dienstlicher Aufenthalt in Böhmen, Mähren und Galizien gaben mir wiederholt Gelegenheit, die für den Anhänger des schwarz-gelben Staatsgedankens beunruhigenden Verhältnisse aus der Nähe zu studieren. Es war um die Zeit, als einer meiner Brüder sich in Olmütz in Garnison befand. Wir trafen uns öfter bei den gemeinsamen Herbstjagden in Kremsier auf den ausgedehnten Revieren, die dem Fürsterzbischof von Olmütz Dr. Kohn gehörten. Er ist seinerzeit Kanzler seines Vorgängers, des Fürsten Fürstenberg gewesen, und man erzählte sich, daß das Domkapitel zum größten Teil aus Domherren altadeliger Familien bestehend, bei der Wahl des neuen Erzbischofs gegenseitig derart von Eifersucht zerrissen war — da sich jeder selbst für den würdigsten hielt —, daß nur das Bestreben herrschte, ja keinen Kollegen zu wählen. So kam es, daß bei der Abgabe der Zettel Dr. Kohn zur größten Überraschung einstimmig gewählt wurde. Nun gab es kein Zurück mehr, das Unglaubliche war geschehen. Papst und Kaiser billigten die Wahl, und Dr. Kohn wurde mit ungeheurer Pompentfaltung inthronisiert. Er verstand es, in wenigen Jahren die rettungslos zerrüttete Finanzlage des Erzbistums nicht nur zu sanieren, sondern auf eine glänzende Höhe zu bringen. Er war ein eminenter Geschäftsmann; als Politiker aber sehr unklug, denn seine Härte dem niederen Klerus gegenüber und verschiedentliche Ungerechtigkeiten brachten seinen Sturz und seine Absetzung. In der fruchtbaren Hanna, im nordöstlichen Mähren, war schon die Landbevölkerung viel unruhiger als im südlichen. Die Agitation hatte hier festeren Fuß gefaßt und der tschechische Klerus benutzte zuweilen sogar die Kanzel, um unter dem Deckmantel des Evangeliums die Losreißung

von Österreich zu predigen. Man sah, man fühlte, es bereite sich der Zerfall Österreichs vor, einzig und allein die Person des Kaisers hielt noch die Teile zusammen, mehr und mehr verschoben sich die geistigen Grenzen nach Nationalitäten, kühner und offensichtlicher trat die Agitation zutage.

Als Stabsoffizier kam ich nach Przemysl. In dieser Gegend ist die Bevölkerung gemischt, Polen und Ruthenen, die Sprachgrenze liegt nicht mehr weit östlich; hier lernte ich wieder ein Volk kennen, die Polen, die nie imstande gewesen sind, sich selbst zu regieren. Das Regiment, dem ich angehörte, war zur Hälfte ruthenisch, die Intelligenz jüdisch. Die Sonderinteressen der Polen traten hier klar zutage, der Antagonismus den Ruthenen gegenüber, auf die sie voll Verachtung herabsahen, war nicht zu verneinen, und die große Garnison brachte es mit sich, daß das Offizierskorps als ganzes betrachtet, alle Nationen Österreichs in sich vereinte. Daß sie sich nach Sprachen abgrenzten, sobald der Dienst vorüber war — wer konnte es ihnen verübeln? Unter sich sprachen sie ja zumeist doch Deutsch, aber hin und wieder sonderten sich Gruppen ab, die rein national sein wollten; in diese fand die Agitation leichten Eingang. Auch fühlte man hier stärker die Ausbreitung des Byzantinismus, da sich viele streberische Elemente zusammenfanden, und man wahrnehmen konnte, in welch sonderbarer Weise der Generalstab den Truppenoffizieren vorgezogen wurde; wie wenig solche, wenn sie — behufs rascheren Avancements — notgedrungen eine kurze Zeit bei der Truppe dienen mußten, die methodische und stetige Arbeit liebten.

Einer, der darin keinen Spaß verstand, war mein verehrter Korpskommandant Anton Galgotzy. Ein Original, kurz angebunden, in seinem Äußeren nichts weniger als stramm, war er ein ganzer Mann und ein ganzer Soldat. Allgemein beliebt und verehrt, waltete er in seinem Korpsbereich wie ein Vater. Er maßregelte in seiner knappen Art, die oft komisch, wenn sie nicht so ernst gewesen wäre, alles gegen das monarchische Prinzip, gegen die althergebrachte österreichische Kameradschaft Verstoßende auf das empfindlichste. War etwas gut gemacht, so brummte er in seinen struppigen Bart, und erst wenn eine Übung, ein Manöver, ein Kriegsspiel ganz ausgezeichnet gelungen war, sagte er: „Gut". Aber dies scheinbar so verbissen und widerwillig, als ob er Mühe hätte, das

Wort überhaupt zu formulieren. — Die Nähe der russischen Grenze brachte Spionage und panslawistische Agitation mit sich, wenn sie auch mit allen Mitteln des Militärstrafrechts bekämpft wurde. Der Rubel war eine zu mächtige Attraktion, und viele waren nicht genug Herren ihrer selbst, um dem zu widerstehen. Die Polen waren damals in Wien lieb Kind und haben redlich versucht, den Kaiser für ihre Interessen zu gewinnen. Die ruthenische Bevölkerung wieder war geneigt, das zu hören, was von Rußland kam, um das sie bedrückende Joch der Polen abzuwerfen.

Ich hatte, wie dies meine Stellung mit sich brachte, Fühlung nach beiden Seiten und hörte da so mancherlei, was ich vielleicht besser nicht hätte hören sollen. Versuchte es auch, dem Kaiser die Lage in Galizien ungeschminkt zu schildern, wurde aber schon vom Ringe, der sich um den Kaiser gebildet hatte, zurückgedrängt; der Kaiser wechselte das Thema, sobald ich auf die Verhältnisse in Polen zu sprechen kam. Nun wußte ich, daß auch Polen im Ringe vertreten waren. Dennoch war des Kaisers Person bei Polen und Ruthenen und vollends bei der jüdischen Bevölkerung und Intelligenz der Rettungsgürtel, an dem sich alle hielten. Insbesondere aber die Ruthenen in ihrem einfachen Gemüt glaubten felsenfest, Kronprinz Rudolf sei nicht gestorben, vielmehr halte er sich in den Karpathen verborgen, um hervorzutreten, wenn die Zeit gekommen sei. Möglicherweise liegt darin derselbe Zug der Sehnsucht, wie er in der Erwartung des Messias seitens der Juden und in den Sagen vom Kaiser Karl im Untersberg, sowie von Barbarossa im Kyffhäuser zum Vorschein tritt.

LI. Der Drill.

Druck erzeugt Gegendruck. Jeder im Alltag nicht abgestumpfte Mensch hat seine Eigenart, seine Ideen, die er ausproben möchte, an deren Erfolg er glaubt. Man kann einen Erfolg mit der Zuchtrute erreichen, aber auch mit der bloßen Anwendung der Sprache, die von Gefühlen beseelt ist. Die Zuchtrute generalisiert, die Sprache individualisiert. Es muß ja nicht eine wirkliche Zuchtrute sein, es kann an ihre Stelle auch ein in praxi übertragenes streng abgeschlossenes und einseitig angewandtes Prinzip treten. Dies nennt man Drill. Er hat zur Voraussetzung, daß alle Menschen, an denen er geübt wird, gleicher Brei seien; ein Manöver auf dem Exerzierplatz, eine Parade werden ganz maschinell tadellos ausfallen, wenn sämtliche Beteiligte sich auf ein und denselben Gedanken konzentrieren, wenn sie durch Anwendung von viel Mühe und Wiederholung dazu gebracht werden, alle gleichzeitig dasselbe zu machen. Am Exerzierplatz, bei der Parade ist dies angebracht, aber nicht generell bei den übrigen Dingen, die dem Soldaten gelehrt werden. Der Soldat ist dazu da, sein Land zu verteidigen; hierzu muß er zwei einfache Sachen können: marschieren und schießen. Alles andere ist für diesen Zweck — den Endzweck — überflüssig. Das Marschieren und Schießen muß gelernt sein, dazu gehören Vorübungen. aber kein Parademarsch; dieser hat sich in den langen Jahren seit dem letzten Kriege herausgebildet und ist, wie alle solchen Gewächse, mächtig in die Halme geschossen. Nun läßt sich der Unterricht des Soldaten, auch das Exerzieren, ohne Gebrüll und widerliche Quälereien durchführen. Es läßt sich gar vieles andere machen, das nicht im Dienstreglement steht, aber gut und menschlich ist, Erfolg bringt

und Erfolg garantiert. — Mein Onkel Johann hatte eine Broschüre geschrieben, „Drill oder Erziehung", wegen welcher er seitens des Feldmarschalls Erzherzog Albrecht, der ihn heftig haßte, gemaßregelt wurde. Die Broschüre war zum größten Teil vernichtet worden, ich wenigstens habe sie trotz eifrigsten, wenn auch geheim betriebenen Suchens nirgends finden können. Johann aber hatte recht. Meine Versuche in dieser Richtung gingen merkwürdigerweise parallel mit jenen meines Onkels. Als Hauptmann hatte ich meine schönste militärische Zeit; mein Oberleutnant Kraumann war ein tüchtiger, verläßlicher Mann, ebenso der Leutnant und der Kadett und die beiden Feldwebel, die „Mutter" der Kompagnie und der Rechnungsführer hatten bald heraus, daß ich wenig vom Drill hielt, sondern mir mehr durch persönliche Einwirkung versprach. Meine Leute waren Tschechen, vereinzelte Deutsche und Juden unter ihnen. Sie verstanden mich gleich, hingen auch an mir, weil ich den einzelnen, stets in dem Bestreben, gerecht zu sein, je nach seinem Charakter schärfer oder milder vornahm. Ein gutes Wort zur rechten Zeit wirkt größere Wunder als sieben Tage Einzelarrest. Aber auch diesen muß man mitunter an die richtige Adresse gelangen lassen. Es ist nicht sonderlich viel, wenn man alle vom Reglement vorgeschriebenen Pflichten erfüllt hat. Viele legen sich dann aufs Ohr und sagen sich vor dem Einschlafen: Du bist ein braver Mann. Wenn man alles erfüllt hat, ist man aber erst da angelangt, wo man anzufangen hätte: sich kümmern um den einzelnen, ihm nach Möglichkeit Erleichterung zu schaffen; man soll nicht nur sehen, ob etwas in Unordnung ist, man muß es fühlen, bevor es einem das Auge sagt: Jetzt geht etwas schief. Man kann durch einen Scherz, durch persönliches Beispiel, durch reine Menschlichkeit Unglaubliches aus seiner Truppe herausholen. Die Leute sehen in einem nicht den gefürchteten Vorgesetzten, der gleich donnert, wenn er nur schon um die Ecke biegt, nein, sie wissen, sie sind in guter Hand, alles ist vorgesehen, sie sind Menschen und nicht Maschinen. Jeder weiß: Bevor ich müde werde, wird mein Hauptmann sicher rasten lassen. Mit dieser Sicherheit aber kommt man um Tagemärsche weiter. Und wie ist es denn im Ernstfalle? denn ja nur auf einen solchen wird hingearbeitet. Er allein ist das Ziel aller Anstrengungen, bereit zu sein. Im Ernst-

falle wird eine Truppe, gleichgültig, wie groß sie ist, dem Führer, der sie in diesem Sinne erzogen hat, nachgehen und sei es in die Hölle; sie wird aber ein gefährliches Werkzeug in der Hand des Drillmeisters, den sie fürchtet und haßt, der kein menschliches Gefühl hat, nur an sich denkt, um auf Kosten seiner Leute, durch sie, wenn alles schön klappt, höher und höher zu steigen: der Byzantiner im andern Gewande.

Es sollte nicht sein. Mein Onkel, dem alle Pfade verlegt waren, zu seinem Ziele — menschlich zu erziehen — zu gelangen, wandte sich angewidert ab und ist seine eigenen Wege gegangen. Auch mir wurde viel verdorben, das ich mir mühsam erarbeitet hatte.

LII. Die wahren Gründe meines Austritts.

Ebensowenig wie mein Onkel Johann konnte ich mit meinen Ideen und Plänen durchdringen. An der Mauer des Byzantinismus und am Ringe, der sich um den Kaiser geschlossen hatte, prallten alle meine motivierten Wünsche ab. Es mag sein, daß man meine Versuche, menschlich zu sein, als Popularitätshascherei auffaßte. Ich hatte unter den Verwandten etliche, die mich mißgünstig ansahen. Der Antagonismus gegen die Toscana, die wieder in ihren Rang eingetreten waren, war immer lebendig, und die Kamarilla lebt ja doch nur von Intriguen. Die Gegenintrigue meinerseits fehlte. Da ich nie daran dachte, jemanden zu schädigen, hatten meine Gegner leichtes Spiel. Schon der Umstand, daß ich, Oberst geworden, wieder ein Bataillon bekam, statt eines Regimentes, von der großen Garnison Przemysl nach dem Landstädtchen Iglau versetzt wurde, wo nur drei Bataillone standen und der Gebrauch, der jeden Erzherzog, wenn er Oberst wurde, zum Inhaber eines Regimentes machte, übergegangen worden war, hatten mir zu denken gegeben. Ich sah der Entwicklung der Dinge noch ein Jahr zu, ging dann auf Urlaub, als es mir klar wurde, daß man in entschiedener Weise vorging, um mir meinen Beruf gründlich zu verekeln. In jener Zeit spielten dann verschiedene private Angelegenheiten mit, die jedoch auf den Gang der Dinge keinen Einfluß hatten. Trotzdem hatte ich mich im Frühjahr und Sommer 1902 mehrfach direkt und indirekt an den Kaiser gewandt, mit der Bitte um Reaktivierung, bekam aber immer wieder den gallertartigen Entscheid, äußerst wohlwollend und scheinbar besorgt: mein Gesundheitszustand sei noch nicht genügend gekräftigt und ähnliches mehr. Ich sah nun klar, man hatte mich kaltgestellt. Meine liberalen An-

schauungen, meine Bestrebungen, selbständige Arbeit zu leisten, mein Widerwille gegen alles, was Schablone hieß, war der damals herrschenden Richtung, die krampfhaft und ängstlich an Althergebrachtem und schon lange Überlebtem festhielt, störend und beunruhigend. Man war bemüht, sich eines so unbequemen Elements, das sich in den starren Rahmen nicht einfügen konnte und wollte, zu entledigen.

Die Aussicht auf die Zukunft war für mich nun eine betrübende, ich ward gewaltsam zur Untätigkeit verurteilt und sah meine Tage zweck- und ziellos dahingleiten. Meine Bitte, ein Universitätsstudium zu ergreifen, war mir schon bei einer früheren Gelegenheit abschlägig beschieden worden. Ich hatte keine Hoffnung, es mir diesmal zu erzwingen. Es blieb mir nichts übrig, als unfruchtbare Privatstudien zu betreiben und mir sonst im Gebirge, im nahen Kontakt mit der Natur, Trost und Beruhigung zu suchen. Für einen Menschen, der schöpferische Arbeit leisten wollte, ist ein solcher Zustand auf die Dauer unerträglich. So beschloß ich, ein freies, von keinem äußeren Zwang, keiner verknöcherten Familientradition, keiner Etikette eingeengtes Dasein zu wählen.

Mein Vater verstand, was in mir vorging. Er tröstete mich in seiner lieben Art, mit allerlei in bilderreiche Gleichnisse verwobenen Ratschlägen, wie er es ja immer tat, und ich verblieb in Salzburg. Ich hatte nun Zeit, darüber nachzudenken, was werden solle. So weiter leben, ohne Tätigkeit, ohne Ziel, hatte keinen Zweck. Gelernt hatte ich nichts, womit sich ein österreichischer Erzherzog hätte öffentlich abgeben dürfen, da eine humanistisch-aufklärende Tätigkeit infolge der sehr wachen Kontrolle des katholischen Klerus verpönt war. Außerdem war meine Erziehung eine vollständig einseitige gewesen, nur auf die militärische Karriere abzielend. Politische Rücksichten hatten meine Jugendträume von Eheglück und Familie brutal ausgelöscht. Meine damalige Freundin — die ich nach meinem Austritte aus der Familie heiratete — war durch herrischen Machtspruch von meiner Seite gerissen worden. (Nebenbei möchte ich bei dieser Gelegenheit vor aller Öffentlichkeit feststellen, daß diese Beziehung niemals den Anlaß meines Austrittes — was vielfach behauptet wurde — bildete. Ich war schon ein halbes Jahr ein Herr Wölfling, bevor ich den Entschluß zu einer

bürgerlichen Ehe faßte.) Einzig mein Vater, an dem ich mit allen Fasern meines Herzens hing, hatte mich innerlich gefesselt, aber auch er konnte mir weder helfen noch mir raten. — Die erste Gelegenheit ergriff ich, um den Ekel, der sich angesammelt hatte und unerträglich geworden war, abzuschütteln. Am 11. Dezember 1902 begleitete ich meine Schwester Luisa nach Zürich. Ich war frei; es kam nun der erwartete große Krach, die lächerlichen Versuche, mit Gewalt, mit Drohung, mit List meine Rückkehr zu erzwingen. Nicht etwa im Interesse des Freigewordenen, o nein, nur damit auf der Familie kein Makel liegen bleibe. Johann Orth hatte dem System einen Stoß versetzt, nun kam der zweite. So leid es mir um meinen Vater, der nahe am Erblinden war, um meine Mutter, die schwer darunter litt, und meine geliebte Kinderfrau tat, ich konnte nicht zurück. In den ersten zwei Jahren war ich vollständig isoliert: meine Familie verkehrte mit mir ausschließlich durch die Anwälte. Es wäre eigentlich amüsant, wenn es nicht menschlich traurig gewesen wäre, zu sehen, wie gekämpft wurde, gefeilscht und gehandelt. Meine europäischen Orden wurden mir in grotesk-kategorischer Weise abverlangt. Gerne gab ich sie zurück. Ferdinand von Bulgarien verlangte den seinen nicht zurück; das hatte ich auch von ihm gewußt. Dank meiner Schwester Luisa, die nach dem Leibspruche meines Vaters „alte Liebe rostet nicht" ihre Fäden spann, hatte ich mit meinen Eltern, ganz im Geheimen, und auf neutralem Boden, kurze Zusammenkünfte, die zu keiner Aussprache, wohl aber zu einem stillschweigenden Kompromiß führten, daß an der Tatsache nichts zu ändern sei und Vergangenes, wenn nicht vergeben oder vergessen, so doch nicht mehr berührt werden sollte. Mein Anwalt Dr. Frischauer wieder war durch Frau Schratt öfter beim Kaiser gewesen und riet mir, Franz Joseph, wie ich es früher immer getan hatte, und wie es in der Familie Brauch war, zu seinem Geburts- und Namenstag zu gratulieren. Es kam auch darauf, genau wie früher, unpersönlicher Dank durch den Generaladjutanten Grafen Paar. Von der übrigen Familie hörte ich nichts, und meinerseits kümmerte ich mich weiter auch gar nicht um deren Mitglieder. Wenn es mir auch trotz meines angeborenen Demokratismus anfangs schwer wurde, mich in das bürgerliche Milieu hineinzufinden, ging es doch wider Erwarten ziemlich schnell, und ich

fand bald viele nette gute Menschen, die mir halfen, die letzten glänzenden Ecken abzuschleifen. Darüber mich näher einzulassen, Kampf und Einbürgerung, neue Verhältnisse und Erlebnisse zu beschreiben, ist dermalen nicht meine Absicht, und liegt auch außerhalb des Rahmens der von mir gesteckten Grenzen. Jedenfalls muß ich gestehen, daß ich mich wohlfühle, daß ich nie daran gedacht habe, in meine alte Position zurückzukehren und mich an mein ruhiges Leben voller geistiger Anregungen so sehr gewöhnt habe, daß ich um keinen Preis einen Tausch mehr eingehen würde. Eine Rückkehr nach Österreich würde ich gewissermaßen als Ausflug betrachten, um alle jene Plätzchen aufzusuchen, wo ich in sorgloser Jugend frohgemut geweilt habe. Meine Familie, die engere wie die weitere, bedauere ich lebhaft, denn ich kann mich in deren Situation hineinfühlen, so plötzlich vom sicheren Ankerplatz auf die stürmische See hinausgewirbelt zu werden, entmastet, ohne Flagge, ohne Anker zu treiben, bis sie irgendwo eine stille Bucht finden.

Heute nach achtzehn Jahren bürgerlichen Daseins kann ich es ermessen, in welchem Zustand der Hilflosigkeit sich so mancher Angehörige des Hauses Lothringen-Habsburg versetzt fühlte, als es plötzlich hieß: den Erzherzog ablegen und Koffer packen, ohne daß man auf diesen Schritt, wie ich, in monatelangem Ringen freiwilliger Entschlüsse innerlich vorbereitet war. Nicht alle tun mir leid — nicht etwa der erzherzogliche Kriegsgewinnler Leopold Salvator, der sein Millionenvermögen nach Spanien rettete —, aber Menschen sind wir alle, und ich will über die übrigen Verwandten auch jetzt nicht Richter sein, wie ich selbst vor achtzehn Jahren nicht gerichtet zu werden wünschte.

DRUCK VON H. S. HERMANN & CO., BERLIN SW 19